



Norwegens Kronprinzessin Mette-Marit fährt per Literaturzug zur Eröffnung der Buchmesse. Ihr Land ist dort Gastland Foto: Jens Kaläne/dpa

Die Buch-Mette rollt an

Die Frankfurter Buchmesse startet am Mittwoch. Zum Auftakt lesen Sie in der literataz alles über skandinavische Krimis, autofiktionale Romane, den aktuellen Podcastboom, über Klimawandelbücher, Revolutionsgeschichten und vieles mehr

4-5, literataz

VERBOTEN

Seid begrüßt, edle Damen, hohe Herren, hochwohlgeborene Hoheiten und durchlauchtigste Majestäten!

Ist Ihnen auch aufgefallen, dass in Monarchien – sagen wir mal in Großbritannien, Schweden oder Norwegen – häufig mehr Sinn für Stil und Pomp herrscht? Hier bedeutet Tradition noch jahrhundertealte Sitten und Gebräuche, uralte Königsgeschlechter wohnen in Schlössern, fahren mit der Pferdekutsche, tragen Sisi-Kleider und speisen nur mit Silberbesteck. Bei so viel edlem Getöse gerät auch *verboten* gern ins Träumen und kommt sich gleich viel royaler vor. Man serviere ihm auf einem Silbertablett sogleich

ein Mettbrötchen.

Kommentar von **Barbara Oertel** zu den Wahlen in Polen

Es gibt auch eine gute Nachricht

Alle Achtung! Da hat Polens Regierungspartei für Recht und Gerechtigkeit (PiS) bei den Parlamentswahlen am Sonntag wieder einmal so richtig abgeräumt und mit über 45 Prozent der Stimmen ihr Ergebnis von vor vier Jahren noch übertroffen. Doch die Erklärung derjenigen, die diesen Erfolg vor allem den – ihrer Lesart nach – Dumpfbacken in den abgehängten Landesteilen zuschreiben, ist zu billig. Denn die Nationalkonservativen haben auch in den Städten und bei den Erstwähler*innen gepunktet.

Das Erfolgsrezept des PiS-Vorsitzenden Jarosław Kaczyński und seiner Getreuen ist so einfach wie logisch: Sie haben in den vergangenen vier Jahren geliefert. Das gilt vor allem im sozialen Bereich, wo die Verteilung von Wohltaten, wie beispielsweise eine Ausweitung des Kindergeldes, die Situation vieler Familien spürbar verbessert hat.

Zudem hat es die Partei vermocht, ihr patriotisches Narrativ geschickt – und aller Kritik an Brüssel zum Trotz – mit einer Verortung im „Herzen Europas“ zu verknüpfen. Auch die Betonung der Verteidigung von Familie und christlichen Werten, die mit einer Dämonisierung vor allem sexueller Minderheiten einhergeht, hat offenbar Früchte getragen.

Das alles kann man verurteilen. Aber man muss auch zur Kenntnis nehmen, dass es für die Mehrheit der Pol*innen offensichtlich eine untergeordnete Rolle spielt, ob die Regierungspartei versucht die Medien gleichzuschalten oder Hand an die Grundfesten der Gewaltenteilung legt.

Mit der Stärke der PiS korreliert die Schwäche der Opposition. Die liberalkonservative Bürgerkoalition KO hat ihre Auszeit in der Opposition nicht dazu genutzt, um sich neu aufzustellen und glaubhafte Alternativen zu formulieren. Auch der

Versuch, mit Małgorzata Kidawa-Błońska noch im September eine neue Spitzenkandidatin aufzustellen und so Schwung in den Wahlkampf zu bringen, ist gescheitert.

Die spannende Frage wird nun sein, wie die PiS mit ihrer absoluten Mehrheit umgehen wird. Sie könnte versucht sein, den Staatsumbau in ihrem Sinne fortzusetzen. Das aber hieße, eine weitere Konfrontation mit der Europäischen Union, die Polen bereits mehrmals abgemahnt hat, in Kauf zu nehmen.

Doch wie auch immer sich die Partei entscheiden wird – es gibt auch eine gute Nachricht: Für eine Zweidrittelmehrheit, um die Verfassung komplett umzukrempeln, hat es auch diesmal nicht gereicht. Damit ist Jarosław Kaczyński der Weg, den Viktor Orbán in Ungarn eingeschlagen hat, zumindest bis auf Weiteres versperrt.

9

Ausgabe Berlin
Nr. 12060
€ 2,30 Ausland
€ 1,80 Deutschland



20642

Die taz wird ermöglicht durch

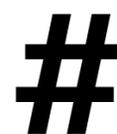
19.369

GenossInnen, die in die Pressevielfalt investieren. Infos unter geno@taz.de oder 030 | 25 90 22 13
Aboservice: 030 | 25 90 25 90 fax 030 | 25 90 26 80 abomail@taz.de
Anzeigen: 030 | 25 902 -130 / -325 anzeigen@taz.de
Kleinanzeigen: 030 | 25 90 22 22 kleinanz@taz.de
taz Shop: 030 | 25 90 21 38
Redaktion: 030 | 259 02-0 fax 030 | 251 51 30, briefe@taz.de
taz
Postfach 610229, 10923 Berlin
twitter.com/tazgezwitscher
facebook.com/taz.kommune

www.taz.de

Nach dem Königinnenmord
Die ehemalige SPD-Chefin Andrea Nahles verlässt den Bundestag. Lange hat sie sich vor allem gegen die Männer in ihrer Partei zur Wehr gesetzt – vergeblich. Mit ihrem Weggang endet eine Ära
11

Korea-Derby im Kim-II-Sung-Stadion
Ein nicht nur aus sportlicher Sicht historisches Fußballmatch findet an diesem Dienstag in Nordkorea statt. Zu Gast: der Süden. Das Treffen ist voller Fallstricke und Pannen
15



#QueensSpeech
von Paula Troxler



Die Frankfurter Buchmesse 2019

Die Messe Die Buchmesse in Frankfurt am Main ist die größte der Welt. In diesem Jahr sind dort 700 Aussteller aus rund 100 Ländern vertreten, sie präsentieren rund 400.000 Buchtitel, Landkarten, Grafiken und digitale Medien. Die Messe zieht jedes Jahr über 280.000 Besucher an.

Der Ehrengast Norwegen ist Ehrengast der Buchmesse 2019. Kronprinzessin Mette-Marit wird am Dienstag in einem Literaturzug zusammen mit norwegischen Autoren anreisen. Sie ist Botschafterin für norwegische Literatur im Ausland.

Der Eintritt Die Messe ist von Mittwoch bis Freitag Fachbesuchern und der Presse vorbehalten. Am Samstag und Sonntag kann jeder durch die Bücherberge stöbern: am Samstag von 9 bis 18.30 Uhr, am Sonntag bis 17.30 Uhr. Die Tageskarte kostet 22, die Wochenendkarte 30 und eine Familienkarte 46 Euro. (taz)

Wenn Ohren lesen

Die FAZ macht es, Lübbe tut es und Hanser ist auch dabei: Bücher-Podcasts sind das neueste Medium, um aufs Gedruckte hinzuführen. Alles nur ein Hype oder doch ein zukunftsweisendes Format?

Von **Isabella Caldart**

Hell leuchtet „Achtung Aufnahme“ über der Tür. Jahrelang wurde das kleine Studio in der Hellerhofstraße 9 in Frankfurt kaum genutzt, dank dem Podcast-Boom herrscht inzwischen wieder reger Betrieb: Hier werden die hauseigenen Podcasts der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* (FAZ) produziert. Neuester Zuwachs ist seit September die schlicht als „Bücher-Podcast“ titulierte Reihe der Redakteur*innen Andrea Diener und Fridtjof Küchemann. Beide sitzen, bewaffnet mit jeder Menge Notizen, in dem mit weißen Holzpaneelen ausgekleideten Studio im ersten Stock des Gebäudes. Zu zweit haben sie genügend Platz, sind sie zu dritt, weil ein*e weitere*r Kolleg*in zum Gespräch geladen ist, wird es kuschelig.

2019, das steht außer Frage, ist in der Buchbranche das Jahr der Podcasts. Hanser, DuMont, Penguin, Lübbe und Carlsen sind nur einige der Verlage, die wie auch diverse Buchhandlungen und Privatpersonen im Frühjahr mit Podcasts loslegten. Jetzt zieht mit der FAZ erstmals eine Zeitung nach. Doch was genau steckt hinter dieser großen Podcast-Welle? Sebastian Klöß, zuständig für das Thema Consumer Technology beim Bundesverband Informationswirtschaft, Telekommunikation und neue Medien (Bitkom), erläutert: „Das ist nach der Blüte um 2000 herum, als die ersten Podcasts entstanden, mindestens die zweite Welle. Während 2016, bei unserer erstmalig durchgeführten Umfrage zu Podcasts, nur 14 Prozent angaben, Podcasts zu hören, ist es jetzt schon jeder Vierte.“ Eindeutig ist eine Zunahme zu erkennen. „Das liegt vor allem daran, dass man mit dem Smartphone einen perfekten Player immer dabei hat“, so Klöß. „Es gibt also einerseits die Technik, die andererseits auch in den mobilen Lebensstil passt. Und so hört die Hälfte der regelmäßigen Hörer Podcasts in der Tat unterwegs, sei es auf Reisen oder beim täglichen Pendeln.“

Zurück ins Studio der FAZ. Bei der Zeitung spielte man schon länger mit dem Gedanken, einen Bücher-Podcast aufzubauen, wie Andrea Diener verrät. Privat betreibt die Redakteurin bereits seit April 2015 ihren Tsundoku-Podcast, benannt nach dem japanischen Begriff fürs Büchersammeln, außerdem hat sie mit Moderator Holger Klein zusammen einen Reise-Podcast – genug Erfahrung brachte sie also mit. „Rückblickend weiß ich gar nicht mehr genau, wie die Aufbruchstimmung zustande kam“, sagt Diener. „Das war eher ein Fall von: Wer hat Lust?, ganz ohne Zwang. Es gab ein paar Wahnsinnige, die sich dafür begeisterten, und auch die Infrastruktur war da.“ Nicht nur wegen der Tonstudios im Haus, die FAZ hat inzwischen auch eine Podcast-Stelle geschaffen, damit sich zukünftig eine technisch versierte Person um Aufnahme und Schnitt kümmern kann.

Gemeinsam mit ihrem Kollegen aus dem Online-Feuilleton, Fridtjof Küchemann, arbeitete Diener am Format – „wir haben zum Beispiel einen Dummy des Podcasts aufgenommen und ihn intern herumgeschickt“ –, bis sich alle Elemente des „Bücher-Podcasts“, wie er schlussendlich online ging, entwickelt hatten: Gespräche mit anderen Redakteur*innen, drei Fragen an eine*n Autor*in – in der ersten Folge ist das Christiane Neudecker –, das Literaturrätsel von Tilman Spreckelsen und die „Zwangsbeglückung“ mit einem Bestseller-Buch. Dabei wird ein*e FAZ-Redakteur*in mit einem Buch „beglückt“, das „draußen“ ein Phänomen ist, sprich: in Bestsellerlisten erscheint, vom Feuilleton aber stiefmütterlich behandelt wird. Wie etwa „Auszeit im Café am Rande der Welt“

von John Strelecky, das Feuilleton-Kollegin Melanie Mühl für die erste Folge gelesen hat und bespricht.

Zu dieser Mischung kam es so, sagt Andrea Diener, „wie so etwas halt passiert: Menschen sitzen in einem Büro, trinken Tee, essen türkisches Lokum und überlegen.“ Einige Ideen wurden dabei aus früheren Formaten recycelt, wie etwa die Fragen an Autor*innen, was ursprünglich in Videos während der Buchmesse geschah. Auch über Bestsellerbücher zu sprechen war schon länger ein Wunsch von Teilen der Redaktion. „Diese Art des Zugangs zu eigentlich hochkulturellen Dingen ist schön und hat dazu geführt, dass wir lange gespielt und Blödsinn getrieben haben.“ Dieners

Vollmer, die gemeinsam mit Lektor Florian Kessler den Podcast initiierte. Deswegen gab es neben Gesprächen wie mit T. C. Boyle, Karen Köhler oder Ocean Vuong auch eine Folge mit dem Tocotronic-Sänger Dirk von Lowtzow, der Anfang des Jahres ein Buch bei Kiepenheuer & Witsch veröffentlichte, und eine weitere mit den Begründer*innen von ULF, dem Unabhängige Lesereihen Festival.

Nach einem halben Jahr „Hanser Rauschen“ ist es Zeit für ein erstes Fazit. Zahlen wollen Vollmer und Kessler keine nennen, sie seien aber „stabil mit Wachstum“. Auf jeden Fall stabil genug, um planen zu können: 2020 wird es mit „Hanser Rauschen“ definitiv weitergehen. „Der Inhalt ist langfristig gedacht, er veraltet ja nicht“, sagt Frauke

bibliothek ist: Autorinnen, Autoren und andere Künstlerinnen und Künstler, die gut erzählen können, verfassen leidenschaftliche literarische Liebeserklärungen an Bands“, erläutert Verlegerin Kerstin Gleba. Den Auftakt bilden Anja Rützel, die über Take That schreibt, Sophie Passmann über Frank Ocean, Thees Uhlmann über Die Toten Hosen und Tino Hanekamp über Nick Cave. „Bei Spotify haben wir Playlists zu den einzelnen Büchern erstellt, aber um die Reihe bekanntzumachen, halten wir den Podcast für eine gute Idee“, sagt Gleba. „Wir müssen uns als Verlag überlegen: Wie machen wir auf unsere Bücher aufmerksam? Wir wollen mit dem Podcast nicht nur KiWi-Leserinnen und -Leser ansprechen, sondern über die bekannten Musiker und Bands auch von anderen Aufmerksamkeit bekommen.“ In den fünf Folgen des Musikbibliothek-Podcasts spricht Moderatorin Sabine Heinrich, „ein großer Musikfan“, wie die Verlegerin betont, mit den vier Autor*innen und Kerstin Gleba selbst. „Sie hat uns zu unserer Beziehung zu Musik allgemein, zu den Bands und zur Verbindung mit anderen Kunstformen befragt, und nach Anekdoten. Der Podcast ist keine direkte Werbung, sondern ein charmantes Mittel, den Büchern auf kluge Weise eine weitere Ebene zu geben.“

Bei aller Experimentierfreude und Lust daran, über Bücher zu sprechen, gibt es bei der FAZ ebenfalls marketingrelevante Gründe, den „Bücher-Podcast“ zu machen. „Wir wollen auf möglichst vielen Plattformen präsent sein“, sagt Andrea Diener. „Das Zielpublikum ist online anders als für die Print-Zeitung. Wir erwischen damit hoffentlich eine Mischung aus Leuten, die nicht nur über die FAZ-Homepage kommen, sondern im Podcatcher (eine Software zum Abonnieren und Downloaden von Podcasts, Anm. d. Red.) Schlagwörter wie ‚Bücher‘ oder ‚lesen‘ eingeben.“

Podcasts eröffnen Verlagen und Redaktionen also nicht nur neue Möglichkeiten des Ausdrucks und der Kommunikation, sie führen im besten Fall auch dazu, ein neues Zielpublikum zu erreichen. Über eine Sache herrscht aber nach wie vor Unklarheit: Was diese Menschen für eine Pod-

”

„Die Hälfte der regelmäßigen Nutzer hört Podcasts unterwegs, sei es auf Reisen oder beim täglichen Pendeln“

Sebastian Klöß, Bundesverband Bitkom

Wunsch ist, diese unverkrampfte Art im Podcast zu transportieren. „Wir müssen uns erst mal eingrooven, wir haben ja noch nie zusammen gepodcastet. Am Anfang ist das natürlich ein bisschen ordentlich, aber wir werden uns noch lockern.“

Beim Hanser Verlag ist man da bereits einen Schritt weiter. Seit im April „Hanser Rauschen“ startete, ging alle zwei Wochen eine neue Folge online, 14 an der Zahl sind es inzwischen. Anders als bei den meisten Verlags-Podcasts liegt der Fokus dabei nicht ausschließlich auf eigenen Autor*innen und Büchern, der Anspruch ist vielmehr, auch mit Akteur*innen der Branche zu sprechen. „Der Podcast soll eine relevante Plattform sein, die für Diskussionen sorgt und spannende Impulse bringt und ist deswegen losgelöst von einzelnen Titeln“, sagt Online-Managerin Frauke

Vollmer. „Wir bekommen auch Feedback zu Folgen, die seit acht Wochen online sind.“ Dass mehrere Verlage gleichzeitig Podcasts starteten, sieht man bei Hanser gelassen. „Natürlich haben wir am Anfang eine gewisse Marktanalyse gemacht“, sagt Florian Kessler, „und waren erleichtert, dass die Podcasts so unterschiedlich sind. DuMont und Random House etwa beschreiten ganz andere Wege, was super und interessant für Leute außerhalb der Buchbranche ist, die hinter die Kulissen blicken wollen oder Buchempfehlungen wünschen.“ Vollmer ergänzt: „So hat jeder Verlag eine eigene Spielwiese.“

Eine eigene Spielwiese hat auch KiWi: Pünktlich zum Start der neuen Reihe „Musikbibliothek“ launchte der Verlag vergangene Woche den dazugehörigen Podcast. „Die Idee hinter der Musik-



„Das Idyll als Fallhöhe zur Beleuchtung der dunklen Seiten“

Wie konnte aus Norwegen das Krimiland werden, das es heute ist? Ein Gespräch mit Margit Walsø, die den Gastlandauftritt Norwegens bei der diesjährigen Buchmesse organisiert

taz: Was ist der Unterschied zwischen einem Schwedenkrimi und einem Krimi aus Norwegen?

Margit Walsø: Wenn man zurück in die 1970er Jahre geht, stößt man auf das schwedische Autorenduo Maj Sjöwall und Per Wahlöö, die mit ihren Krimis den Grund für alles Weitere gelegt haben: Spannung, also Unterhaltung und Gesellschaftskritik zusammenzuführen. Das strahlt bis heute auf die Krimiliteraturen Schwedens, auch Dänemarks und eben Norwegens aus. Was anders ist: Unsere Krimis spielen in kleinen, abgeschiedenen Gemeinschaften, in denen plötzlich etwas Schreckliches passiert. Gleichzeitig schaut man von hier aus auf das große Ganze, debattiert so aktuelle gesellschaftlichen Fragen. Dazu gesellen sich Ermittler, die sehr komplex und genauso Helden wie Antihelden sind – das ist meiner Meinung nach typisch norwegisch.

Der Krimi lebt vom Klischee?

Norwegen ist gewiss nicht der friedliche Flecken, wo sich alle gut verstehen und alle gleich sind. Aber unser Krimi nutzt diese Idee eines Idylls als Fallhöhe, um von hier aus die dunklen Seiten der Gesellschaft zu beleuchten. Selbstverständlich ist die Kriminalitätsrate in den Büchern höher als im wirklichen Leben.

Gibt es sonst etwas Spezielles?

Wir haben ein besonders Phänomen: den „Oster-Krimi“. Die Buchverlage bringen im ersten Quartal des Jahres alle ihre neuen Krimis heraus. Wenn die Leute nach dem Ende des Winters zu Ostern in ihre Ferienhäuser fahren, raus aufs Land, fragt man sich untereinander: „Welchen Krimi wirst du lesen? Hast du einen Tipp?“

Wie kam es dazu?

1925 gründete sich das norwegische Verlagshaus Gyldendal, das dem dänischen Verlag gleichen Namens die Rechte aller norwegischen Autoren abkaufte. Denn bis dahin hatte Norwegen keine Verlage, alles erschien in Dänemark, eine Folge der langjährigen politischen Union zwischen Dänemark und Norwegen. Einer der damaligen Verleger erfand den Kriminalroman zu Ostern, um von Anfang an die breite Leserschaft zu erreichen. Das funktioniert bis heute und niemand denkt mehr daran, dass der Oster-Krimi, der uns so in Fleisch und Blut übergegan-

gen ist, einem nüchternen Marketingkonzept entsprang.

Wenn ich es recht erinnere, machte Anne Holt ab Mitte der 1990er Jahre Norwegen bei uns als Krimiland bekannt.

Sie war in der Tat eine der ersten. Sie arbeitete als Juristin zunächst für die Polizei, dann als Anwältin und nutzte so ihr Wissen, um den kritischen Blick auf die Gesellschaft fachlich zu unterfüttern. Was auch wegweisend war: Sie hat eine Ermittlerin eingeführt – das war absolut neu.

Wie hält man das Interesse am Markt wach?

Es gibt eine enge Zusammenarbeit zwischen den Verlagen, dem Buchhandel, auch den Medien. Doch auch wenn es viele Autoren und auch neue Talente gibt, die Krimis schreiben, ist es nicht so einfach, sie auch auf dem Markt durchzusetzen. Lange, das heißt bis weit in die 1990er Jahre, konnten wir in Norwegen von den Bücherclubs profitieren: Fast jeder war dort Mitglied, und wenn ein Club einen Krimiautor in sein Programm aufnahm, war die Sache klar. Später verloren die Clubs ihre Vormachtstellung, und wir mussten lernen, dass sich jedes Buch, also auch jeder Krimi einzeln auf dem Markt behaupten muss.

Haben Sie eine Erklärung, warum wir Deutschen Ihre Krimis so schätzen?

Es gab in Deutschland schon immer eine große Offenheit für Literatur aus Skandinavien, von daher kann sich der Krimi auf eine solide Tradition stützen. Ansonsten: Unsere Krimis sind ziemlich gut. Denn unsere Krimiautoren profitieren genauso von der staatlichen Literaturförderung wie die Autoren der sogenannten hohen Literatur: Von jedem neuen Buch werden in der Regel 1.000 Exemplare gekauft und die an die Bibliotheken weitergegeben. Also ist das Buch finanziert und man kann sich vorab auf die Qualität des Textes konzentrieren. Außerdem: Wir von Norla können die Übersetzungen finanziell fördern und das zahlt sich für die deutschen Leser und Leserinnen aus.

Schauen wir in die andere Richtung: Liest man in Norwegen deutsche Krimis?

Natürlich nicht in dem Umfang, wie man in Deutschland norwegische Krimis liest – aber es gibt jemanden, der bei uns wirklich erfolgreich ist: Ferdinand von Schirach.

Interview: Frank Keil

cast-Länge wünschen. „Das ist ein Problem“, sagt Frauke Vollmer von den Hanser Literaturverlagen. „Es gibt Menschen, die sagen, sie hören gerne anderthalb Stunden zu, während das andere zu lang ist. Es ist ein schmaler Grat, die richtige Form zu finden.“ Florian Kessler ergänzt: „Unsere Idee ist nach wie vor, einen Küchengesprächscharakter zu haben, bei dem die Leute sich in ein Thema vertiefen und wir so wenig wie möglich schneiden.“

Etwa eine dreiviertel Stunde sind die Folgen des Hanser-Podcasts lang, genau wie bei der FAZ, während KiWi bei den Gesprächen der Autor*innen mit Sabine Heinrich eine Länge von 25 bis 30 Minuten hat. Eine Umfrage von Bitkom kommt allerdings zu einem anderen Ergebnis, wie Sebastian Klöß festhält. „Das war für uns sehr überraschend: Die Hälfte sagt, dass sie nur rund 5 bis 10 Minuten zuhört, während ein Viertel 10 bis 15 Minuten hört und nur 7 Prozent die Dauer von mehr als einer Stunde schätzen.“ Der Durchschnittswert, so die Studie von Bitkom, liegt entsprechend bei einer Podcast-Länge von 13 Minuten. „Nur zwei von fünf Hörern hören Podcasts komplett“, ergänzt Klöß. „Das heißt, die wichtigen Informationen sollten an den Anfang gepackt beziehungsweise sollte da versucht werden, die Hörer zu fesseln.“

Kein Zweifel: Podcasts haben den deutschen Markt erobert. Doch was wird die Zukunft bringen – startet jetzt jeder Verlag einen eigenen Podcast? Nicht unbedingt. Tom Kraushaar, verlegerischer Geschäftsführer von Klett-Cotta, beobachtet diese Entwicklung, allerdings ohne konkrete Pläne, einen Klett-Cotta-Podcast aufzubauen. „In unserem Geschäft gibt es ständig neue Sachen, von denen man am Anfang noch nicht weiß, ob sich der Aufwand lohnt“, sagt Kraushaar und erinnert an kurzlebige Phänomene wie Enhanced E-Books, also multimedial verstärkte Angebote. „In der Regel gucken wir uns das an. Wenn sich der Aufwand lohnt, können wir das auch machen – vielleicht sogar besser. So was läuft einem ja nicht weg. Und wer der Erste war, der mit Enhanced E-Books gescheitert ist, interessiert später ebenso wenig wie die Tatsache, dass Klett-Cotta der erste Verlag in Deutschland war, der Hörbücher pro-

„Lieber gute Bücher machen und abwarten, bis man weiß, ob sich die Mühe lohnt“

Tom Kraushaar, Geschäftsführer von Klett-Cotta, wartet erst einmal ab

duziert hat“, sagt er und fügt hinzu: „Also: Lieber gute Bücher machen und abwarten, bis man weiß, ob sich die Mühe lohnt. Als Verlag in diesen Dingen innovativ zu sein, ist aus meiner Sicht kein Selbstzweck.“

Auch der Suhrkamp Verlag scheint den Markt genau im Blick zu haben und auf eigene Weise den Podcast-Trend zugleich aufzunehmen und zu umgehen: Am Mittwoch vergangene Woche startete „Suhrkamp espresso“, vielen Verlags-Podcasts vom Prinzip her nicht unähnlich – aber als Videoformat. Ab sofort stellen Suhrkamp-Lektor*innen wöchentlich „vier Bücher zu einem aktuellen gesellschaftlichen, literarischen oder politischen Thema vor“, so die Ankündigung. Geplant sind dabei nicht nur Suhrkamp- und Insel-Titel, sondern auch die anderer Verlage. Die FAZ unterdessen bleibt bei ihrem monatlichen Turnus. Eine Regel, die gleich im zweiten Monat durch die sprichwörtliche Ausnahme bestätigt wird: Anlässlich der drei Fachbesucher-Tage wird es zur Buchmesse drei Folgen des „Bücher-Podcasts“ geben. „Ein ehrgeiziger Plan“, wie Andrea Diener das nennt.

2019, das Jahr der Podcasts in der Buchbranche. Stellt sich dennoch die Frage: Ist das ein Hype, der wieder abflachen wird? Nein, so die Einschätzung von Bitkom-Experte Sebastian Klöß. „Ich denke, Podcasts werden als fester Teil des Streaming-Angebots neben Musik und neben Hörbüchern bleiben.“ Podcasts sind da, und sie denken nicht daran, die Bühne so schnell wieder zu räumen.



Foto: Eivind Rehnne

Margit Walsø ist Direktorin des Instituts Norwegian Literature Abroad (Norla). Sie ist zudem Autorin historisch-biografischer Frauenromane und war 18 Jahre lang für das Verlagshaus Det Norske Samlaget tätig.

Foto: Lubitz+Dörner/planpicture



Das Ende der Ich Erzählung



Der norwegische Autor Tomas Espedal hat neben Karl Ove Knausgård das autofiktionale Schreiben groß gemacht und den norwegischen Literaturbetrieb aufgerüttelt. Zwanzig Jahre hat er über sich und über das schmutzig-schöne Leben geschrieben, nun erfindet er sich neu. Er ist einer der Stars des Ehrengasts Norwegen bei der Frankfurter Buchmesse

Sein Erzählton ist leise, unaufdringlich, deskriptiv: Tomas Espedal in seiner Heimatstadt Bergen
Foto: Jakob Dall

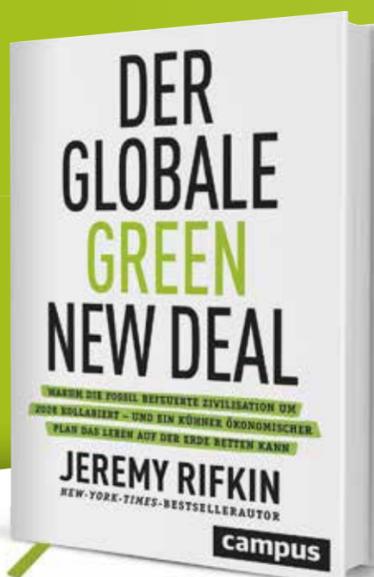
Bücher von Tomas Espedal, Fran Ross, Eugen Ruge, Amitav Ghosh, Tor Ulven, Maja Lunde, Mike McCormack, Simone Lappert, Carla Maliandi, Lotta Elstad, Helga Flatland, Extinction Rebellion, Malcolm Gladwell, Volker Arz, Eva Walther und Simon D. Isemann, Ilko-Sascha Kowalczyk, Steffen Mau, David Wallace-Wells, Bernd Ulrich, Ingvild Richardson, Mark Terkessidis, Guy Hocquenghem, Kwame Anthony Appiah, Johannes Nichelmann, Mareike Nieberding, Reyhan Şahin, Katrin Rönicke und Rétif de la Bretonne

Die taz auf der Frankfurter Buchmesse

Halle 4.1, Stand D 28

Unsere letzte Chance!

Rifkin legt ein visionäres Buch mit vielen Anregungen vor. SWR 2, Lesenswert



Rund um den Globus wird angesichts der drohenden Klimakatastrophe der Protest gegen eine Politik, die ihre Zukunft zerstört, immer lauter. Gleichzeitig sitzt die Welt angesichts alternativer Technologien auf einer 100-Billionen-Dollar-Blase aus Investitionen in fossile Brennstoffe. Zukunftsforscher Jeremy Rifkin zeigt, wie aus dieser Konstellation die einmalige Chance auf einen Green New Deal entsteht. Seine Warnung: Um 2028 wird die Blase platzen und die Weltökonomie in eine globale Betriebsstörung führen.

Was bedeutet das für uns, wo die Energiewende schon lange auf der Tagesordnung steht? Gelingt ein gemeinsamer radikaler Aufbruch in letzter Minute? Rifkin gibt Antworten.

editorial

In dieser literataz

Bücher über Norwegen, Black Power, Pariser Nächte, Ost-West-Debatte, Jugend, Klima u. v. m.

Der Auftritt des Gastlands bei der Frankfurter Buchmesse kann ein Anlass sein, darüber nachzudenken, was die deutsche Kulturpolitik von diesem anderen Land lernen kann. Bibliotheken für das 21. Jahrhundert bauen, zum Beispiel. Jüngst ist in Oslo die Biblio Tøyen entstanden, eine Mischung aus Bücherei und Chill-Ort nur für Kinder und Jugendliche (zwischen 10 und 15 Jahren). Erwachsene haben nicht mal Zutritt – ein Ort zum Abtauchen in bessere Welten. 2020 folgt dann als Neubau der Deichman'schen Bibliothek eine Erwachsenenbücherei der Zukunft. Auch dieser Entwurf wirkt visionär. So etwas fehlt in Deutschland viel zu oft.

Dass Norwegen ein Literaturland ist, wird auch in dieser literataz ersichtlich. Neben dem Porträt von Tomas Espedal, der nun damit aufhört, literarisch durch sein eigenes Leben zu streunen (S. 2, 3), stellen wir Tor Ulven vor, der eine Art Nouveau-Norwegian-Roman geschaffen hat; wir fragen Bestsellerautorin Maja Lunde (S. 7) nach Fridays For Future und werfen einen kurzen fachkundigen Blick in die Bücher von Helga Flatland und Lotta Elstad (S. 8). Soundtrackempfehlung zur diesjährigen literataz: „Norwegian Wood“ von den Beatles, Motorspsycho oder Black Metal.

Apropos Soundtrack. Dass die Pariser Nächte des 18. Jahrhunderts häufig mehr zu bieten hatten als eine wilde Berliner Clubnacht heute, können wir bei dem Untergrundchronisten Rétif de la Bretonne nachlesen (S. 16). Seine Streifzüge durch die damals größte Stadt der Welt dokumentieren Leben und Liebe in Zeiten der Französischen Revolution.

Die sogenannte friedliche Revolution jährt sich heuer zum 30. Mal, die neuen Wendeherbstbücher sind von einer sehr aktuellen Ost-West-Debatte geprägt (S. 11). Eine Debatte, die zunehmend vom ganz Alten in neuen Köpfen handelt: vom Rechtsradikalismus. Was die Wähler der AfD bewegt, versucht die Psychologin Eva Walther herauszufinden (S. 10), die eine sehr deutliche Normenverschiebung ausmacht, durch die bis vor Kurzem Unsagbares sagbar geworden ist. Bis jetzt ist es ein wenig schöner Herbst: rechter Terror, Antisemitismus, lasche Klimapakete – das alles macht wenig Hoffnung. Aber es gibt auch andere Töne, die von Aufbruch, Widerstand und fluiden statt starren Identitäten künden – auch davon berichten wir (S. 14). Kommen Sie mit: zu den Büchern, durch den Herbst, in die Zukunft, zu den Guten. *Jens Uthoff und Tania Martini*

Impressum

Redaktion: Tania Martini, Jens Uthoff

Layout: Bernd Cornely

Foto-Redaktion: Miriam Klingl

Anzeigen: Tina Neuenhofen, Jan Kniggendorf

taz die tageszeitung taz Verlags- und Vertriebs

GmbH | Friedrichstraße 21 | 10969 Berlin

Vi.S.d.P.: Georg Löwisch

Die Sache mit der Real-Life-Saga ist durch

Tomas Espedal hat gemeinsam mit Karl Ove Knausgård das autofiktionale Schreiben in Norwegen geprägt. Nun hat er sein zehnbändiges biografisches Mammutprojekt fertiggestellt – und sagt: „Ich glaube, dass Autofiktion in Norwegen an ein Ende gekommen ist“

Von Jens Uthoff

Wie geht es einem, der gerade eben ein Lebenswerk abgeschlossen hat? Ziemlich schlecht, sagt Tomas Espedal. Der norwegische Autor, 57 Jahre alt, sitzt im bläulichen Schimmer einer Hotellounge im alten Westen Berlins, er ist gerade auf Lesereise in Deutschland. Zwanzig Jahre und zehn schmale Bände (und einen Fotoband) lang hat Tomas Espedal, der von der Westküste stammt, der Leserschaft aus seinem persönlichen Leben erzählt – in Form von Essays, Briefen, Kurzgeschichten, Langgedichten und Tagebüchern. Er hat über Liebe und Schmerz, Lust und Verlust, Rache und Verrat, über Lebensmüdigkeit und den Tod geschrieben. Auf Deutsch sind zuletzt „Bergeners“ und „Das Jahr“ erschienen, in Norwegen wurde vergangenes Jahr der letzte Band seiner autobiografischen Reihe veröffentlicht („Elsken“, deutsch: „Lieben“).

Und jetzt? „Jetzt beginnt etwas Neues“, sagt Espedal. „Es ist schwierig, etwas abzuschließen und sich neu zu erfinden. Aber ich habe etwas im Kopf. Wenn Frankfurt vorbei ist, geht es an die Arbeit.“ Zunächst drehe sich noch alles um die Frankfurter Buchmesse, bei der Norwegen Gastland ist und er auftreten wird. Auch er ist gespannt, wie sich das 5-Millionen-Einwohner-Land mit seiner traditionell starken Literaturtradition präsentieren wird: „Hoffentlich geht es wirklich um gute Literatur und nicht darum, noch mehr Touristen nach Norwegen zu locken. Wir haben schon genug“, sagt er und grinst. Dass der Mann über Humor und Selbstironie verfügt, zeigt sich gleich zu Gesprächsbeginn. Darauf angesprochen, dass ja leider noch nicht alle seine Bücher ins Deutsche übersetzt sind, zuppelt er sein Gegenüber am Ärmel und sagt: „Seien Sie froh! Ich habe bislang 15 Bücher geschrieben, 10 von ihnen sind vielleicht ganz okay ...“

Ein bisschen Understatement ist das schon, denn seine Bedeutung ist zumindest in der Literaturkritik anerkannt. Espedal hat gemeinsam mit

seinem Freund und Kollegen Karl Ove Knausgård die norwegische Literatur aufgerüttelt. Ende der 80er trafen die beiden an der Schreibakademie in Bergen aufeinander, zwei junge Schreiber, die gelangweilt waren von der Gegenwartsliteratur ihres Heimatlands: sie war ihnen zu brav, es knallte zu wenig, es gab keine Action. Sie aber wollten direkt aus dem schmutzig-schönen Leben erzählen. Mehr Straßenköter wagen. So schrieben sie auf, was sie bewegt und wandten sich in den kommenden Jahren dem autofiktionalen Schreiben zu, einer Mischung von autobiografischem und fiktionalem Erzählen. Espedal begann sein biografisches Mammutprojekt im Jahr 1999.

Sie mögen keine Intellektuellen

Dass einer wie er überhaupt im Literaturbetrieb (oder knapp außerhalb davon) landet, ist alles andere als selbstverständlich. Er ist in Bergen geboren und lebte fast ausschließlich dort (ihn verbindet eine Hassliebe mit der Stadt), und er stammt aus einer Arbeiterfamilie, was er nicht an die große Glocke hängt, ihn aber bis heute beschäftigt: „Mein Vater war Kommunist, er stand den Gewerkschaften nahe. Ich hadere deshalb mit meiner Identität. Ich habe großen Respekt vor dem, was Kommunisten und Gewerkschaftler in Norwegen geleistet haben. Aber sie haben keinen Respekt vor mir und meiner Arbeit. Sie mögen keine Intellektuellen und keine Schriftsteller.“ Vom Typ her passt Espedal in die Eckkneipe so gut wie in ein Literaturseminar – er hat nicht Steifes oder Abgehobenes, macht eher mal einen derben Spruch, als dass er allzu abstrakt spräche.

Wirklich berühmt wurde die norwegische Schule um Espedal und Knausgård erst, als Letzterer zwischen 2009 und 2011 in Norwegen seinen sechsbändigen Romanzyklus mit dem provokativen Titel „Min Kamp“ („Mein Kampf“) veröffentlichte. Darin schildert er ungeschönt das Verhältnis zu seinem Vater und seinen Verwandten, er schreibt auch über einen Suizidversuch seiner damaligen Frau. Und er nennt diese Menschen – wie Espe-

dal zum Teil auch – mit ihren realen Namen. „In Norwegen war es ein Schock, als seine Bücher erschienen. Die Leute lasen über sich selbst darin“, sagt Espedal rückblickend. „All das, von dem es hieß, das mache man nicht, haben wir gemacht. Und plötzlich brauchten die Verlage gute Anwälte, es gab eine Menge Reaktionen im wirklichen Leben.“ Insbesondere Knausgård wurde – naheliegender und nicht ganz unberechtigt – Effekthascherei vorgeworfen. Sein Onkel drohte ihm mit einer Schadenersatzklage. Das Land, das wie ein großes Dorf funktioniert, hatte eine Real Life Soap auf sehr hohem literarischem Niveau.

Während Knausgård zur Marke wurde, blieb Espedal international weitgehend unbekannt. Dabei sind seine Texte literarisch ein spannender Gegenentwurf zu denen Knausgårds. Espedal hat ähnliche Themen, die Form ist experimenteller. Bei Knausgård bleibt chronologisches, aufeinander aufbauendes Erzählen möglich, Espedal hingegen schreibt fragmentarisch, lyrisch, aphoristisch. Er sieht den Roman als experimentelles Format, in einer Tradition von Laurence Sterne bis William Faulkner. „Es muss etwas mit der Sprache passieren im Roman. Ich hasse Leute, die Bücher schreiben und sie Romane nennen, wenn es doch eigentlich Schlafmittel sind. Der Roman war von Beginn an eine Form, in der man mit Sprache, mit gesellschaftlichen und politischen Themen experimentiert.“

Die tagespolitischen Themen schwingen in dem Buch „Das Jahr“, der von der Form wie ein Langgedicht ist, unterschwellig mit. Zum Beispiel streifen die Mittelmeertoten den Erzähler beiläufig, als eine Nachricht aus dem Radio verlesen wird, vom Lärm der Kaffeemaschine fast übertönt: „[...] ich hörte die Nachrichten heute oh boy ein Schiff mit Flüchtlingen mehr als fünfhundert heißt es ist vor / Lampedusa gekentert. / Mindestens einhundertachtundneunzig / die genaue Zahl ist nicht bekannt / wie soll man Ertrunkene zählen / wie soll man Tote zählen / wenn sie zu hunderten tausenden ertrinken / vor der Küste der schönen Insel Lampedusa. / Der

Nachrichtensprecher sagt das Meer sei ein Friedhof / für die Flüchtlinge geworden ich höre es fast nicht beim Lärm / der Kaffeemaschine das Wasser gurgelt einen strömenden / Bach oder ein schäumendes Meer wenn man das Ohr dicht / an den Apparat legt kann man die Toten fast hören.“

Auf dem Kreuzfahrtschiff

Noch präsenter als die Flüchtlingsthematik ist der Klimawandel in dem Buch „Das Jahr“; die Jahreszeiten mit ihren neuen klimatischen Ausschlägen ins Extreme bilden das Grundrauschen des Buchs: „Man sagt zur Entschuldigung: / Auch die Natur zerstört die Natur. / Veränderungen sind natürlich, sagt man. / Die Gletscher schmelzen. / Das Geräusch von schmelzendem Schnee, es ist schön. / Frühling, der ewige Frühling. / Hier ist jetzt immer Frühling“. Espedal erzählt leise, unaufdringlich, deskriptiv, spart Widersprüche und Lebenslügen nicht aus. Zusammen mit seinem Vater ist er auf einem Kreuzfahrtschiff unterwegs. „Jede Perversion, die man hat, ist da verwirklicht“, sagt er und erzählt vom ausschweifenden Bordleben. Und er schreibt über seine Privilegien als erfolgreicher Schriftsteller.

Seine autobiografischen Geschichten lehnt er dabei oft an Vorbilder aus der Weltliteratur an. Als er sich in eine sehr viel jüngere Frau verliebt, bedient er sich bei der Mittelalter-Saga von Abélard und Héloïse, um davon zu erzählen („Wider die Natur“, 2012). Nachdem ihm ein guter Freund ebendiese ausgespannt hat, wandelt er in „Das Jahr“ auf den Spuren von Petrarca, um die Liebe und den Schmerz zu beschreiben (und bezieht sich auf Wittgensteins These von der Unmöglichkeit, über Schmerzen zu sprechen). Und beim Schreiben über seine geliebte und gehasste Heimatstadt Bergen dienen ihm James Joyce' Erzählungen „Dubliners“ als Referenz. Die literarische Agenda bleibt es aber, sich am realen Leben zu orientieren, wie er in „Bergeners“ formuliert: „Wir müssen die Stadt beschreiben, in der wir wohnen, die Zeit, in der wir leben, die Freunde, die Diskussionen, die Politik, die Einsamkeit. Wir dürfen uns nicht in einem Gedicht und einem

Anzeige



Haben Sie das Gefühl,
die Welt sei aus
den Fugen geraten?

Dieses Buch zeigt warum –
und wie Sie damit umgehen können.



SPIEGEL
Bestseller

Gebunden
€ (D) 22,-
Verfügbar auch
als E-Book
www.kiwi-verlag.de

Kiepenheuer
& Witsch



In diesem Städtchen gibt es einen ausgeprägten Lokalpatriotismus und eine Abneigung gegen Oslo, wie Tomas Espedal schreibt: Bergen, von oben besehen
Foto: Lamberto Scipioni/ imago

konstruierten Universum verlieren, in falscher Literatur, was wir schreiben, muss wahr sein [...].“

Warum aber will er sich nun vom autofiktionalen Schreiben lösen? Espedal, ein zugewandter, lebhafter Typ, zieht die Stirn über den charakteristischen Augenschlitz hoch, als er das gefragt wird. So als wolle er dem, was nun kommt, besonderen Ausdruck verleihen. „Anfangs war diese Art zu schreiben wirklich radikal. Es hatte eine bestimmte Kraft, und es hat wichtige Diskussionen ausgelöst. Über Persönlichkeitsrechte, über das Verhältnis von Privatem und Öffentlichem. Ich glaube aber, dass Autofiktion in Norwegen an ein Ende gekommen ist. Es ist witzig, dass auch Karl Ove sagt, er höre auf, über sich selbst zu schreiben.“

So war sein Konterpart Karl Ove Knausgård jüngst in einem Interview mit dem *New Yorker* voll des Lobes für Peter Handkes Buch „Wunschloses Unglück“ (1972) – also einen völlig anderen Zugang zum autobiografischen Schreiben. Denn Handke erzählt die Metaebene mit und beschreibt die Gesellschaft sowie den Status, der seiner Mutter darin zuerkannt wird. Handkes Mutter steht im Zentrum des Geschehens. Knausgård nennt dessen Zugang im Interview „more truthful“. Unabhängig

davon wäre es nicht das Schlechteste, wenn auf den Boom des Autofiktionalen etwas weniger Ichsageerei folgen würde.

Was Tomas Espedal betrifft, so wird auf Deutsch noch dessen letzter Autobiografieband erscheinen, wahrscheinlich 2021. An dessen Ende, so viel ist schon bekannt, begehrt der Erzähler Suizid.

Bleibt die Frage: Was nun? „Als ich fertig mit den Erzählungen war und nicht wusste, wohin mit mir, fuhr ich nach Island. Ich habe mich dort mit einigen Schreibern getroffen. Wir tranken und wir diskutierten darüber, was die Literatur nun tun muss angesichts der globalen Krisen. Um vier Uhr in der Nacht ging ich auf mein Zimmer, kaufte eine weitere Flasche Wein, und zack hatte ich einen Geistesblitz. Ich wusste, was ich machen werde.“

Was das sein wird, das bleibt sein Geheimnis. Vorerst.

Tomas Espedal:

„Das Jahr“. Aus dem Norwegischen von Hinrich Schmidt-Henkel, Matthes & Seitz, Berlin 2018, 196 Seiten, 22 Euro.

„Bergeners“. Aus dem Norwegischen von Hinrich Schmidt-Henkel, Matthes & Seitz, Berlin 2018, 156 Seiten, 15,99 Euro

Mette-Marit reist mit dem Zug an, Karl Ove hält eine Rede. Dann schlägt die Stunde der Meinungsfreiheit

Norwegen ist diesmal Ehrengast bei der Frankfurter Buchmesse. Eine Gelegenheit, die berühmte und weniger berühmte Literatur des Landes zu entdecken – und viel zu diskutieren

Von **Gloria Reményi**

Am heutigen Dienstag um genau 14 Uhr soll ein besonderer Zug in Frankfurt eintreffen – voll mit norwegischen Autorinnen und Autoren, die in Begleitung der norwegischen Kronprinzessin Mette-Marit nach Frankfurt kommen. Norwegen ist dieses Jahr Ehrengast bei der Frankfurter Buchmesse, und der „Literaturzug“ soll das erste Highlight des Gastlandauftritts werden. Das Motto, das die Skandinavien gewählt haben, lautet „Der Traum in uns“, in Anlehnung an Olav H. Hauges Gedicht „Das ist der Traum“. 2016 wurde es von den Leser*innen und Zuschauer*innen des norwegischen Senders NRK zum bedeutendsten norwegischen Gedicht aller Zeiten gewählt.

Die Anreise im Literaturzug bildet den Auftakt zu einem umfangreichen Literaturprogramm, mit dem sich das Gastland zwischen dem 16. und dem 20. Oktober auf der Frankfurter Buchmesse präsentieren wird. Bei der Eröff-

nungsfeier werden der derzeit bekannteste norwegische Schriftsteller Karl Ove Knausgård sowie Erika Fatland, Journalistin und Autorin des mit dem norwegischen Buchhandelspreis ausgezeichneten Sachbuchs „Sowjetistan“, als Redner*innen erwartet. Nach Deutschland reisen werden auch weitere norwegische Hochkaräter wie der Krimiautor Jo Nesbø und Maja Lunde (s. Seite 7). Auch weniger bekannte Stimmen der norwegischen Gegenwartsliteratur fehlen nicht, etwa Maria Parr, die drei preisgekrönte Kinderbücher veröffentlicht hat, und Simon Stranger, der 2018 den Roman „Vergesst unsere Namen nicht“ über eine jüdische Familiengeschichte und den Holocaust verlegte.

Diskutiert werden soll in Frankfurt unter anderem über Meinungsfreiheit, für Buchmessen-Direktor Juergen Boos eines der großen Themen der Gegenwart. Das Gastland Norwegen, das in diesem Jahr zum dritten Mal in Folge den Platz 1 auf der Rangliste der Pressefreiheit belegt, widmet der Frage nach der Freiheit des Wortes tägliche Programm-

punkte unter dem Titel „Die Stunde der Meinungsfreiheit“. Weitere diskursive Schwerpunkte: Feminismus und Gleichberechtigung, Natur und Umwelt, samische Literatur und Kultur sowie Identität in einem sich wandelnden Europa.

Norwegen wird nicht nur literarisch präsent sein. Vorgesehen ist auch ein Kulturprogramm mit Ausstellungen, Theateraufführungen, Konzerten und Filmvorführungen. Das Museum Angewandte Kunst in Frankfurt verwandelt sich in ein „House of Norway“, das man noch bis zum 26. Januar 2020 besuchen kann. Und dann wäre da noch das Norsk Festival im Mousonturm, bei dem verschiedene norwegische Musik-Acts zu sehen und hören sein werden.

Auch kleinere Institutionen sind am Programm beteiligt: In der Ausstellungshalle Portikus Frankfurt findet zum Beispiel die erste deutsche Einzelausstellung der norwegisch-nigerianischen Künstlerin Frida Orupabo statt, die sich in analogen Collagen vor allem mit dem kolonialen Blick auf schwarze Frauenkörper auseinandersetzt.



«Höchste Zeit, dass jemand mal die Fenster aufreißt und ein wenig Dunkelheit ins Zimmer lässt. Bridle ist die beste App dafür.»

HARALD STAUN, FRANKFURTER ALLGEMEINE SONNTAGSZEITUNG

In einer rasanten Tour de Force führt uns James Bridle durch die technologischen Dystopien der Gegenwart – vom Klimawandel und dem Internet bis zur omnipräsenten Datenerfassung.

«New Dark Age» gehört zu den klügsten und zugleich beunruhigendsten Büchern über die digitale Welt, die ich jemals gelesen habe.»

Mark O'Connell, *The New Yorker*



Aus dem Englischen von Andreas Wirthensohn. 320 Seiten mit 25 Abbildungen. Gebunden € 25,- ISBN 978-3-406-74177-7

C.H. BECK
WWW.CHBECK.DE

Superheldin auf Suche

Afroamerikanerin, Jüdin, leidenschaftliche Autorin: Fran Ross und ihr 1970 erstmals erschienener Roman „Oreo“ erfahren eine überfällige Wiederentdeckung. Diese wahn-sinnige Erzählung macht ungeheuren Spaß

Von **Fatma Aydemir**

Generationen von feministischen Forscher_innen haben ihre Zeit damit zugebracht, vergessene feministische Autor_innen auszugraben – um den Kanon, samt seiner Herrschaft von vornehmlich (weißen) männlichen Autoren, neu zu schreiben. Viele dieser wiederentdeckten Autor_innen sind ein zweites Mal vergessen worden. Manchen wiederum wurde tatsächlich zu einer internationalen Leser_innenschaft verholfen, wenn auch posthum. Die US-Autorin Lucia Berlin oder die brasilianische Schriftstellerin Clarice Lispector etwa zählen zu diesen erst jüngst neu aufgelegten, neu übersetzten und neu gefeierten Stimmen, die uns zwar aus der Vergangenheit erreichen, aber eine Frische ausstrahlen, als sei ihre Zeit eben jetzt erst gekommen.

Fran Ross ist die neueste dieser Wiederentdeckungen. Eventuell die Mutigste, möglicherweise nicht die Zugänglichste, ganz sicher aber die Schrägste unter ihnen. 1985 ist Ross im Alter von 50 Jahren an Krebs gestorben, viel ist von ihrem Leben nicht bekannt, außer dass sie in Philadelphia geboren, mit 25 nach New York gezogen ist und als Korrekturleserin und Journalistin tätig war. Und eben dass 1970 ihr einziger Roman erschienen ist, dem nur ein paar winzige Rezensionen gewidmet wurden. Mehr nicht.

1950er Jahre ereilt: Christines Oma väterlicherseits stirbt auf die Nachricht hin an einem Herzinfarkt, ihr schwarzer Opa väterlicherseits erstarrt zu einem halben Hakenkreuz.

Schwarzer Humor erweist sich als eine der Kernstrategien, mit deren Hilfe Ross die Absurdität demaskiert, welche sich hinter der Idee festgeschriebener Identitäten verbirgt. Christine ist ein Hybrid und alles an ihr steht dafür: ihr Sound, der zwischen schwarzem Slang, Jiddisch und Fantasiesprache hin und her changiert. Ihr Körper, der zugleich wunderschön und mit 16 so superheldenhaft trainiert scheint, dass er jeden erwachsenen Mann um den Verstand bringen und anschließend auf die Fresse legen kann, etwa wenn er ihren Afro berührt.

Was ein „Schmock“!

Und dann ist da noch ihre abenteuerliche Vatersuche in New York, die sich am Theseus-Mythos orientiert, jedoch viel weniger Sinn und viel mehr Chaos stiften will als das griechische Original. Zuhälter werden verprügelt, Pädophile übers Ohr gehauen, sadistischen Kindern Lektionen in Tierschutz erteilt, während Christine sämtliche Samuel Schwartze im New Yorker Telefonbuch abklappert. Denn dieser eine, ihr Vater, hat seine Familie schon früh verlassen, weil er, so begründet es Christines Mutter Helen, ein „Schmock“ ist. Eine Liste unverständlicher Hinweise, die ihr Vater ihr hinterlassen hat, soll Christine helfen, ein Geheimnis zu lüften, das mit ihrer Geburt zu tun hat.

Christine ist keine dreidimensionale Figur, kein realistischer Charakter, nichts an ihrer Geschichte will „authentisch“ wirken. Da sind Zwergenfamilien, Jungfernhäutchen aus Wundermetall, Nachbarschaftsnympomaninnen, die ihre Väter verführen. Zu Beginn fragt man sich noch stellenweise, was die Autorin mit dieser oder jener Szene bewirken will, doch diese Fragen wischt man lieber schnell beiseite, wenn man Spaß haben will mit die-



Schreibt mutige, schräge, nicht immer zugängliche Prosa: Fran Ross, 1935–1985 (undatiertes Bild)
Foto: Courtesy of the Fran Ross Estate

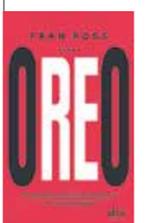
Ihr Sound changiert zwischen schwarzem Slang, Jiddisch und Fantasiesprache

sem wahn-sinnigen Buch. Und den kann man wirklich haben. Selten merkt man einem Roman so sehr an, mit welcher Leidenschaft am Schreiben er verfasst wurde, mit wie viel Freude daran, auf sämtliche literarische Konventionen

komplett zu pfeifen. Vielleicht ist das die Art von Spaß die Pynchon- oder Foster-Wallace-Fans verspüren, wenn sie über deren postmodernen Wälzern schmunzeln? Nur dass Fran Ross' Heldin sexier, cooler und lustiger daherkommt als die Protagonisten vieler ihrer Kollegen.

Im Rückblick überrascht es wenig, dass „Oreo“ 1970 kein Publikum fand. Die Black-Power-Bewegung befand sich auf ihrem Höhepunkt, die Zweite-Welle-Feminist_innen verschafften sich gerade Gehör – und dann war da dieses Buch, das zwar nicht unpolitisch, aber für seine Zeit viel zu subtil wirkt und sich jeder Ein-

deutigkeit und allem Pamphlethaften verwehrt. Und dann auch noch so jüdisch ist? Heute, gut 50 Jahre später, erklärt die US-Dichterin und Literaturwissenschaftlerin Harryette Mullen, die „Oreo“ wiederentdeckte, den Roman zu einem der wichtigsten, weil sehr seltenen satirischen Texte schwarzer Autor_innen. Im Nachwort der deutschen Ausgabe ergänzt der Essayist und Lyriker Max Czollek, dass es sich zugleich um einen wichtigen Beitrag zur jüdischen Literatur handelt. So scheint „Oreo“ nun endlich am Ziel, nämlich im literarischen Kanon angekommen zu sein, auch wenn die Reise eine beschwerliche war.

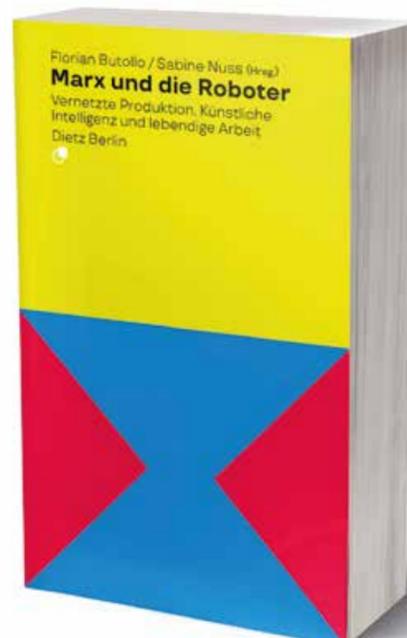


Fran Ross: „Oreo“. Aus dem amerikanischen Englisch von Pieke Biermann. dtv Verlag, München 2019, 288 Seiten, 22 Euro

Anzeige

»Ein analytisch innovativer Sammelband. Es sieht ganz danach aus, dass die menschenleere Fabrik auch in den kommenden Jahrzehnten vor allem eines sein wird: ein Schreckgespenst.«
NDR Kultur

»Gegen den Hype um die sogenannte Industrie 4.0, die »vierte industrielle Revolution« und die sogenannte Wissensgesellschaft mahnt der Band mit kritischer Sozialwissenschaft anschließend an Marx zur Mäßigung und ordnet die derzeitigen Entwicklungen historisch ein.«
Jungle World

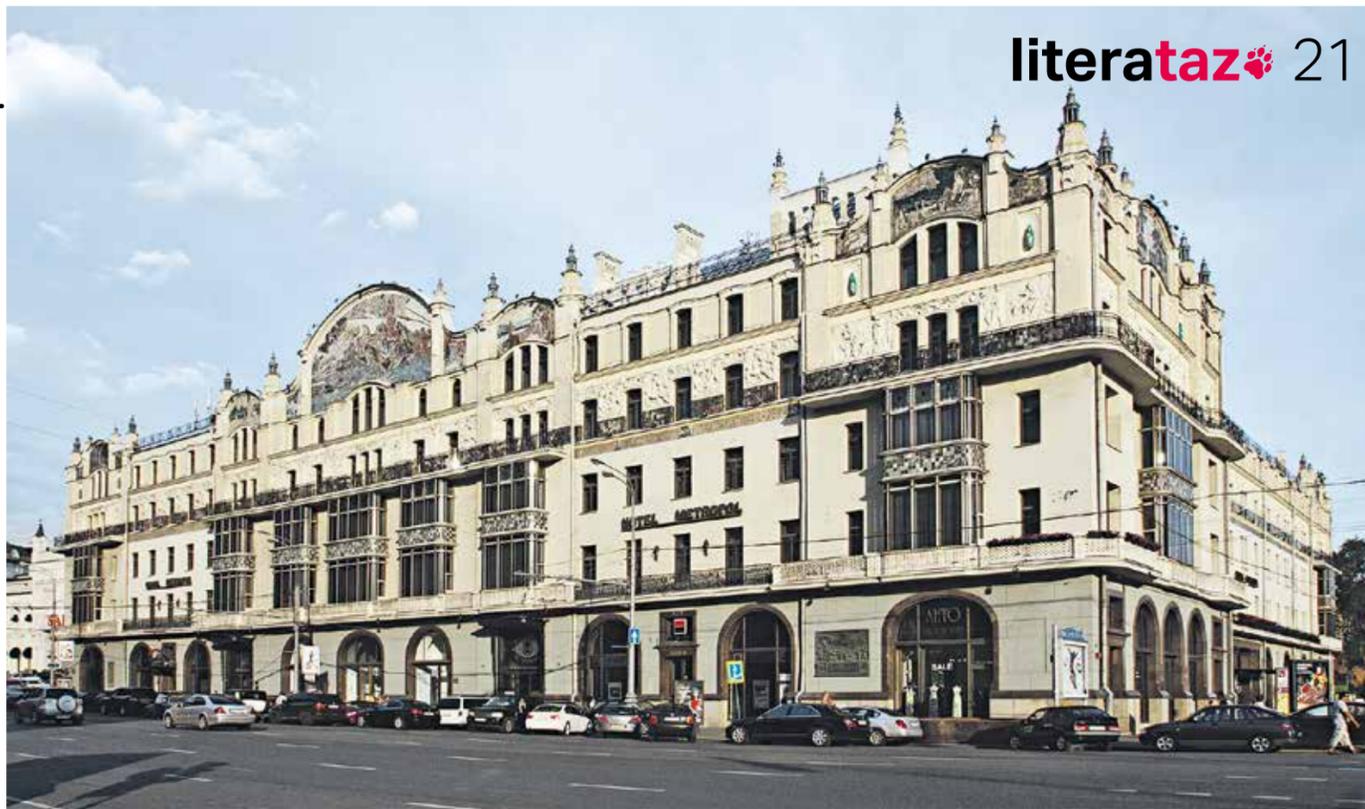


»Wer aus marxistischer Sicht einen Überblick über Mythos und Wirklichkeit von Digitalisierung und Industrie 4.0 erhalten will, dem sei »Marx und die Roboter« wärmstens empfohlen.«
neues deutschland

Florian Butollo/Sabine Nuss (Hrsg.)
Marx und die Roboter
Vernetzte Produktion, Künstliche Intelligenz und lebendige Arbeit
352 Seiten, Broschur, 20,00 €
ISBN 978-3-320-02362-1

Dietz Berlin
dietzberlin.de

Gefangen im Hotel Metropol – Eugen Ruge hat einen Roman über die Zeit seiner Großmutter in der Sowjetunion geschrieben. Als Stalin Partei und Gesellschaft säubern ließ und Schriftsteller wie Lion Feuchtwanger dies nicht sehen wollten



Die rote Charlotte

Von **Andreas Fanizadeh**

Das Hotel Metropol ist ein Luxushotel im Zentrum Moskaus. 1907 im Jugendstil fertiggestellt, war es eine der ersten Adressen im zaristischen Russland. Nach der Oktoberrevolution beschlagnahmten es die Bolschewiki, die es ab den 1930er Jahren wieder verstärkt als Hotel nutzten. Aufwendig saniert, verfügt der imposante Jugendstilbau heute über 365 zu mietende Zimmer. In eines buchte sich zum Jahreswechsel 2014/2015 der Berliner Schriftsteller Eugen Ruge ein. Nach dem Erfolg seines großen Familienromans „In Zeiten des abnehmenden Lichts“ (2011) hatte er das nötige Kleingeld dafür.

Ruge wollte dort nicht irgendein Zimmer haben. Es ging ihm um einen Raum auf der vierten Etage des historischen Gebäudes. In den Jahren 1936/37 hatte er die Nummer 479. Denn dort verbrachte zu jener Zeit Eugen Ruges Großmutter Charlotte ganze 477 Tage, am Stück und zusammen mit ihrem zweiten Mann, Hans Baumgarten.

Es war kein gewöhnlicher Hotel-aufenthalt. Die beiden deutschen Kommunisten waren „Gäste“ des NKWD, des Innenministeriums der UdSSR. Das NKWD hatte 1936 fast das gesamte vierte Stockwerk des Hotels Metropol für die suspendierten Mitglieder der Kommunistischen Internationale (Komintern) und deren Geheimdienst OMS reserviert. Raum 479 war für Charlotte und Hans bestimmt (Deckname: „Lotte“ und

„Jean Germaine“). Sie warteten hier auf die Entscheidung, ob man sie erschießen würden oder sie zurück in den Dienst der Partei dürften.

Ruge schildert in seinem Roman „Metropol“ nun eine Charlotte, die mit ihrem zweiten Mann als linientreue Kommunistin nach Moskau kam. Szenen der Erzählung spielen neben dem Metropol auf dem geheimen Komintern-Stützpunkt („Punkt 2“), wo beide tatsächlich in den 1930er Jahren tätig waren. Doch in der Phase des Großen Terrors (1936–38) ließ Stalin etwa 1,5 Millionen Menschen verschleppen, die Hälfte von ihnen erschießen. Unter den Opfern war fast die gesamte Kominternspitze, auch das Agentennetzwerk von „Punkt 2“.

Ruges Montageroman „In Zeiten des abnehmenden Lichts“ hat literarisch überzeugend die untergehende DDR charakterisiert. In „Metropol“ steuert der 1954 im sowjetischen Sosna geborene Autor nun direkt auf den Kern des historischen Traumas zu, den Staat gewordenen autoritären Partei-Kommunismus. Moskauer Schauprozesse und stalinistische Säuberungswellen markierten das Ende der Idee eines Kommunismus mit irgendwie humanistischem Anflitz.

Ruges Roman geht der Frage nach, was der Terror damals mit den Menschen machte. Wir begegnen in „Metropol“ einer 42-jährigen Charlotte, die im sowjetischen Ausland Kommunistin blieb. In Deutschland herrschten die Nazis, ihre zwei erwachsenen deutschen Söhne schlau-

gen sich selbstständig im harten Alltag Moskaus durch. Doch Charlottes Familie ist die Partei. Ihre Söhne trifft sie selten, ihr zweiter Mann lehnt dies generell ab. Ihn Ruges Roman ist er ein gefühlskalter Technokrat, ein unverbesserlicher Komintern-Agent, während die Roman-Charlotte zu tieferen Empfindungen mitunter fähig scheint. Nagt nicht auch an ihr, so Ruge, „die Ratte des Zweifels“?

Für „Metropol“ hat der Autor mit Hilfe des Historikers Wladislaw Hedeler die persönliche Kaderakte

Ruge beschreibt, wie die nackte Angst durch jede Ritze drang

von Charlotte Ruge in Moskau aufspüren und auswerten können. Ein später Triumph des Enkels, den in der DDR zum Dissidenten herangereiften Eugen Ruge, gegenüber der starrsinnigen Großmutter: „Ich sehe was, was Du nicht siehst, und das ist: deine Kaderakte, Charlotte.“ schreibt er schelmisch im Prolog des Buches. Der Roman scheint auch eine Art Selbstermächtigung im Familienkontext. Charlotte hatte sich später in der DDR, wie Eugen Ruge im Nachwort zu „Metropol“ betont, lieber die Ohren zugehalten, als ihrem eigenen Sohn Wolfgang (Eugen Ruges Vater) zuzu-

hören, wenn der von seinen grauenhaften Erfahrungen aus seiner Zeit im Gulag berichten wollte.

„Metropol“ schildert, wie Denunziation und „Selbstkritik“ die Beziehungen in den 1930er Jahren überlagerten. Wie seine Großmutter lange mit dem hochrangigen Parteimitglied Alexander Emel (Moses Lurje) bekannt und befreundet war, ihm ein Grammophon verkaufte, was dann plötzlich ihr Todesurteil hätte bedeuten können. Emel wurde zusammen mit Sinowjew und Kamenew als „trotzkistischer Verschwörer“ im ersten Moskauer Schauprozess 1936 verurteilt und danach erschossen.

Eugen Ruge arbeitet sich aber nicht nur in die Psyche seiner Großmutter vor. Auch die des Vorsitzenden Richters des zweiten Moskauer Schauprozess von 1937, Wassili Wasiljewitsch Ulrich, interessiert ihn. Passagen des Romans rekapitulieren den Prozessverlauf. Wassili Wasiljewitsch hat Todesurteile wie am Fließband ausgestellt. Ruge lässt ihn unter Blähungen und Erektionsstörungen leiden. Und an einer Stelle helllichtig reflektieren: „Wenn diese Angeklagten jetzt aufstünden und die Wahrheit sagten. Alle sechzehn ... Sie brächten Stalin zu Fall.“ Taten sie aber nicht. Ein Phänomen, das Arthur Koestler bereits 1940 in dem Roman „Sonnenfinsternis“ beschäftigte (von Brecht, Sartre und Co dafür als Renegat beschimpft).

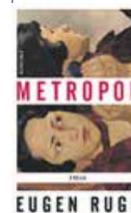
Ruge beschreibt, wie die nackte Angst durch jede Ritze drang. Heute

Chef der stalinistischen Geheimpolizei, morgen selber erschossen. Heute scheint im Hotel Metropol, morgen eifrige Lektorin im stalinistischen Verlagshaus, Geliebte des Chefs. Verantwortlich für die Herausgabe der Broschüre „Die rechten Spießgesellen der trotzkistischen Bande“. Ruge treibt in „Metropol“ die Frage um, „was Menschen zu glauben bereit, zu glauben imstande sind“. Charlotte und Hans werden Moskau überleben und später die DDR mit aufbauen. Haben sie all die Toten vergessen, die es auch in der eigenen Familie gab?

Bei dem Besuch 2014/15 im Hotel Metropol erwiderte Eugen Ruge übrigens zunächst das falsche Zimmer. Es war, wie sich herausstellen sollte, die frühere Nummer 478. Hier wohnte von Dezember 1936 bis Februar 1937 auf Einladung Stalins der deutsche Antifaschist und berühmte Schriftsteller Lion Feuchtwanger. Wand an Wand mit „Lotte“ und „Jean Germaine“ und all den anderen zumeist bald Toten aus der Komintern. Feuchtwanger will von der ihn umgebenden Terroratmosphäre nichts mitgekriegt haben. In seinem Reisebericht „Moskau 1937“ preist er den Diktator und verteidigt die Moskauer Schauprozesse.

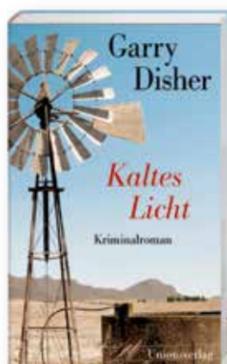
Er hätte wahrscheinlich ebenso wenig wie Charlotte damit gerechnet, dass ein anderer Schriftsteller achtzig Jahre später im Metropol herumstöbert, in Moskau alte Akten ausgräbt. Und auch ihm so eine Rolle in einem Roman zuweist.

Das Hotel Metropol: Hier wartete 1936/37 Charlotte Ruge auf ihr „Urteil“, während im Nachbarzimmer Lion Feuchtwanger auf Einladung Stalins residierte und von all dem nichts mitbekam
Foto: Krasnova Alexandra/Tass/picture alliance

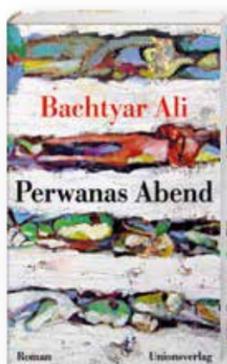


Eugen Ruge: „Metropol“. Rowohlt Verlag, Hamburg 2019, 432 Seiten, 24 Euro

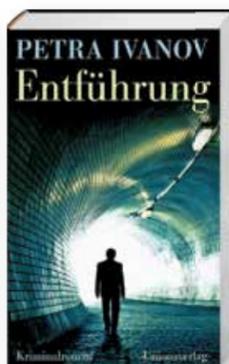
Anzeige



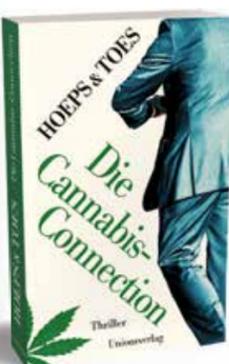
Garry Disher
»Einer der besten Kriminalromanautor der Welt.«
Ulrich Noller, WDR



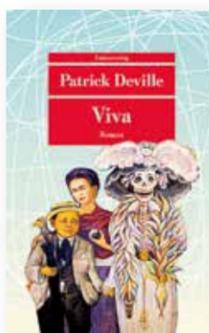
Bachtyar Ali
»Wenn man einen Roman von Bachtyar Ali aufschlägt, dann verschwindet alles, was jenseits der Buchdeckel liegt.«
Angela Schader, NZZ



Petra Ivanov
»Ivanov gelingt es, komplexe Charaktere zu entwickeln, die berühren, abstoßen, irritieren.«
Mitra Devi, Tages-Anzeiger



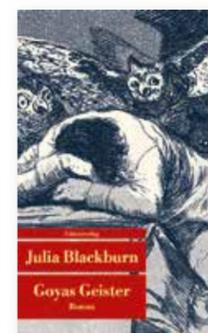
Hoeps & Toes
»Das deutsch-holländische Autorenduo ist eine echte Empfehlung.«
Karin Trappe, HR 1



Patrick Deville
»Alles erscheint in einem ganz neuen Licht. Ein atemberaubendes Fresko.«
Le Monde



Sarah Moss
»Dieser Roman ist ein Spiegel der weiblichen Seele.«
The Times



Julia Blackburn
»Ein unkonventionelles und unterhaltsames Buch über den großen spanischen Maler.«
The Telegraph

Unionsverlag

Das Schlimmste kommt noch

In Manier des magischen Realismus beschreibt Amitav Ghosh in „Die Inseln“, was uns in Anbetracht des Klimawandels bevorsteht

Von Eva Behrendt

Flüge sind in diesem Buch kein Problem. Der Antiquar und Icherzähler Dinanath Datta, der sich von seinen westlichen Freunden Deen nennen lässt, reist von New York nach Kalkutta und wieder zurück, weiter zu einer Konferenz nach Los Angeles und von dort nach Venedig, von wo er, per Schiff allerdings, zu einer Seenotrettungsaktion auf dem Mittelmeer aufbricht. Auch die Meeresschiffahrt Piya Roy, auf die er ein Auge geworfen hat, jettet berufsbedingt zwischen den Mangrovenwäldern der indischen Sundabarns und ihrer Fakultät in Oregon hin und her. Geboren in Bangladesch, aufgewachsen in Kalkutta und wohnhaft in Brooklyn, aber mit Familie in der alten Heimat, gleicht Deen seinem Schöpfer Amitav Ghosh, der als Schriftsteller und Literaturprofessor ebenfalls zwischen den Kontinenten pendelt.

Der Name Ghosh fällt seit zwei Jahren regelmäßig, wenn die Rolle des Klimawandels in den Künsten zur Debatte steht: In seinem 2017 erschienenen Essay „Die große Verblendung“ konstatierte der Autor nicht nur, dass die klimatischen Veränderungen in der jüngsten abendländischen Belletristik so gut wie gar nicht vorkämen, obwohl sie, zumal im globalen Süden, längst Realität sind. Er glaubt darüber hinaus, dass die fiktionale Literatur mit zwei anderen Großfiktionen des Westens, Kapitalismus und Imperialismus, eine unbewusste Komplizenschaft eingehe.

Sein aktueller Roman „Die Inseln“ verspricht eine Antwort auf die Frage, wie sie denn aussehen könnte, die Literatur zu Zeiten des Klimawandels. Zunächst ist es nur das bengalische Wort für „Gewehrändler“, Bonduki Sadagar, das auf einer Hochzeitsfeier in Kalkutta die Aufmerksamkeit des Icherzählers auf sich zieht. Kanai, ein entfernter Verwandter, spricht ihn darauf an: Als promovierter Antiquar müsse er doch wissen, was es damit auf sich hat. Und tatsächlich kennt der belesene Deen bengalische Epen, die, ähnlich der homerischen Odyssee, in zahlreichen Episoden die

Flucht des listigen Bonduki Sadagars vor der Schlangengöttin Manasa Devi beschreiben, die sich für seine Ungläubigkeit an ihm rächen will. Schon am nächsten Tag lässt sich Deen überreden, zu einem vom steigenden Meeresspiegel bedrohten Schrein der Schlangengöttin in den Sundabarns zu reisen, um diesen kurz vor dem Versinken zu dokumentieren.

Mehrs als Manasa Devi und der Gewehrändler schürt jedoch der kühle Charme der Umweltaktivistin Piya sein Interesse. Sie kämpft gegen lokale Unternehmen, die die Flusslandschaften des einst überaus artenreichen Mangrovenschwamms verschmutzen. Doch nicht sie, sondern ihr Ziehsohn Tipu begleitet Deen in den Dschungel. Der junge Mann hat zeitweise bei Piya in den USA gelebt, ist geschult in Digital- und Popkultur und steckt doch mit mindestens einem Bein im Mangrovenschlamm. Während Deen den Fries des Schreins zu entziffern versucht, wird Tipu im Tempel von einer Königskobra gebissen. Dank der Hilfe des jungen Schreinwächters Rafi überlebt er, doch sowohl er als auch Deen sind von nun an wie infiziert, „als wäre irgendetwas Lebendes in meinen Körper eingedrungen, etwas Uraltes, das im Schlick geschlummert hatte. [...] Es war die Erinnerung, aber nicht meine, sie war weit älter als ich, ein verschütteter Aspekt der Zeit, der wieder zum Leben erwacht war, als ich den Schrein betreten hatte, etwas Furcht Einflößendes, Böses, Übermächtiges, etwas, das mir nicht erlaubte, mich davon zu befreien.“

Die Kleine Eiszeit war nichts dagegen

Hier schlägt Amitav Ghosh den ersten Pfeiler seines magischen Realismus ein: Bissige Schlangen, giftige Spinnen und zerstörerische Würmer, aber auch die Visionen fiebernder „Infizierter“ treiben von nun an die Handlung mit voran, in der Logik der Moderne als Folge der Erderwärmung, in der Logik der alten Epen als Resultat der Überhebung des Menschen über die Götter.

Deens nächste Station ist eine Konferenz in Los Angeles; Anlass ist der bibliophile Fund einer ur-

alten Ausgabe von Shakespeares „Kaufmann von Venedig“. Schon vom landenden Flugzeug aus sieht er Wildfeuerwände, Rauchwolken – und einen Raubvogel, der im Inferno eine Schlange erbeutet. Kurz darauf lauscht er einem Keynotespeaker, der über die sogenannte Kleine Eiszeit im 17. Jahrhundert referiert, die das Heizen mit fossilen Brennstoffen und damit womöglich das Denken der Aufklärung in Gang setzte. „Und was wir schon jetzt sehen“ – er unterbrach sich und zeigte in Richtung der Waldbrände – „sollte genügen, um uns klarzumachen, wie geringfügig die Klimaschwankungen der Kleinen Eiszeit waren gegen das, was uns heute bevorsteht.“ Auf dem Kongress trifft Deen auch die Venezianerin Cinta wieder, eine ältere, durch den Verlust von Mann und Tochter gezeichnete Freundin aus universitären Zeiten. Die divenhafte Professorin steigt voll ein auf die losen Mythenfäden und diffusen Mutmaßungen, die Deen ihr skeptisch präsentiert. Was, wenn ein Zusammenhang be-



Monsune werden unberechenbarer mit dem Klimawandel. Straßenszene, Kalkutta, 2017
Foto: Debarchan Chatterjee/Pacific Press/LightRocket/Getty

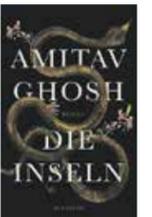
stünde zwischen Bonduki Sadagar und dem Kaufmann von Venedig? Wie eng sind überhaupt die Verbindungen zwischen der italienischen Lagunenstadt und dem indischen Küstenland?

Folgerichtig spielt die dritte Station des Buchs in der morbiden Atmosphäre venezianischer Gassen und Kanäle. Ghosh muss sich im Vorfeld noch einmal Nicholas Roegs „Wenn die Gondeln Trauer tragen“ angeschaut haben, so lustvoll lässt er Stuck-

brocken vor Deens Füße kragen oder Deen und Cinta fast auf einem schiffsbohrwurmstichigen Steg im Aqua Alta absaufen. Gleichzeitig lenkt er den Fokus nun deutlich auf Migration und Rassismus: Gerade Venedig ist ein beliebter Anlaufpunkt etwa bengalischer Klimafüchtlinge. Viele verrichten dort, oft von einer Allianz aus Schlepfern und Mafia geknechtet, die Drecksarbeit in Restaurantküchen und auf Baustellen. So trifft Deen auch Rafi wieder, der verzweifelt den auf dem Landweg nach Europa von ihm getrennten Tipu sucht. Um ihm dabei zu helfen, müssen Deen und seine sämtlichen Reisegefährten zusammenstehen.

So entpuppt sich Ghoshs gelehrte Mythenmodernisierung als Ideenroman, der weniger apokalyptisch sein will als solidarisch und handlungsermächtigend: angefangen bei postkolonialer Erzählperspektive, der Ghosh zwei starke Frauenfiguren und das schwule Paar Rafi und Tipu zur Seite stellt, bis zur Entwicklung Deens vom passiven Intellektuellen zum engagierten Aktivist und Partner. Dennoch bleiben Ghoshs Figu-

ren, so originell sie qua Biografie, Traumatisierung oder Beruf auch konzipiert sein mögen, merkwürdig flach und skizzenhaft. Aber vielleicht folgt das nur konsequent aus der Verschiebung von Prioritäten: Einer der „Verblendungszusammenhänge“, die Ghosh in der zeitgenössischen Literatur ausgemacht hat, ist schließlich deren Vorliebe für hochindividuelle Innenschauen. Ihr fügen „Die Inseln“ den Gedanken hinzu, dass wir durch die Geschichte(n) hindurch alle gleichermaßen Natur sind, Pflanzen, Menschen, Götter und andere Tiere.



Amitav Ghosh: „Die Inseln“. Aus dem Englischen von Barbara Heller und Rudolf Hermsstein. Blessing Verlag, München 2019, 368 Seiten, 22 Euro

Anzeige

HEINRICH BÖLL STIFTUNG

17. Oktober 2019, 19 Uhr – Frankfurt/Main



Für immer gezeichnet

Die Geschichte der «Ostarbeiter»

Buchvorstellung mit **Irina Scherbakowa**, Memorial Moskau und **Ulrich Herbert**, Albert-Ludwigs-Universität, Freiburg

im Ökohaus, Kasseler Str. 1, Frankfurt/M.

Erschienen im Ch. Links Verlag. In Zusammenarbeit mit Memorial. Berlin 2019, 424 S., 28 €
Bestellung: boell.de/publikationen

Heinrich-Böll-Stiftung, Schumannstraße 8, 10117 Berlin-Mitte
Besuchen Sie uns am Stand auf der Buchmesse: Halle 3.1 C21

Mentale Inventur

Pfeif doch auf die Handlung: Mit „Ablösung“ ist der einzige Roman des norwegischen Schriftstellers Tor Ulven auf Deutsch erschienen. Er ist im Nouveau-Roman-Stil gehalten

Von René Hamann

Einfach ist es nicht. Der einzige Roman des norwegischen Autors Tor Ulven, der sich im Jahr 1995 mit Anfang 40 das Leben nahm, ist eine Art Nouveau Roman auf Norwegisch; eine detaillierte Schilderung von Geisteszuständen, Flashbacks, Erinnerungsfetzen, Abläufen. Es gibt ein durchlaufendes Ich, das aber keinesfalls kohärent ist, was bedeutet, dass in „Ablösung“ von ein und demselben oder von vielen verschiedenen Stimmen erzählt wird – die Unterschiede liegen in Alter und Beruf. Demzufolge gibt es auch keine Handlung, die man verfolgen könnte. Wie gesagt, einfach ist es nicht.

Medikamenten, Leerkassetten

Trotzdem lohnt die Lektüre. „Ablösung“ ist ein schmaler Roman (140 Seiten), der eine gewisse Prüfung der eigenen Lektürefähigkeiten darstellt. Und doch erzählt er zeitnah von einer Epoche, die dem Untergang geweiht zu sein scheint: Tor Ulven übt sich nicht nur in innerer Rede, sondern auch in Auflistung. Auflistung von Alltagsgegenständen, Medikamenten, Gebrauchsmaterial, ob „90-Minuten-Leerkassette“ oder „Computerspiele mit Joystick oder Laserpistole“. Ulven erstellt eine Inventur der Wendezeit, der ausgehenden achtziger Jahre. Es ist aber

nicht nur eine Inventur materieller Art, sondern eine des Gefühls, einer der mentalen Art.

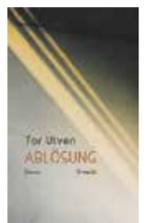
„Ablösung“ ist, so gesehen, nicht nur die späte Weiterführung des Werks von Claude Simon und Alain Robbe-Grillet in deren Kunst der überdetaillierten Beschreibung, sondern auch späte Antwort auf James Joyce und das letzte Kapitel des „Ulysses“: ein Rausch an Worten, ein durchlaufender Bewusstseinsstrom, der gern den Materialkasten öffnet und Unzähliges auflistet. Literaturliteratur. Ein Junge, ein Mann, ein Greis, fabulierend, grübelnd, über sich und seinen Alltag sinnierend. Manchmal geht es raus, in einen Laden, in eine Fabrik, an eine Straßenbahnhaltestelle. Manchmal tauchen andere Figuren auf, auch Frauen, ehemalige Geliebte, die ruppige Telefonate führen. Sprachlich und atmosphärisch ist das ganz toll, aber eben: auch nicht einfach.

Dafür oft sehr deutlich. Denn Tor Ulven konnte auch so schreiben: „... und deshalb, denkst du, haben sie auch den Segen des Geldes nicht verstanden, von welchem sie glauben, es diene dazu, sich Dinge zu kaufen, während es in Wirklichkeit [...] Freiheit von der Arbeit, von jedwelcher Arbeit garantiert; ein Lächeln zuckt in deinem Mundwinkel, als du im Taxi vorbeifährst und an diese lächerlichen Idealisten denkst,

die sich einbilden, dass es besser sei, sich für den Staat abzurackern als für einen privaten Ausbeuter [...], und du lächelst bei dem Gedanken an die Arbeitslosigkeit, als wäre irgendwie der Müßiggang, nicht die Arbeit das Problem, als wäre es die Schwerarbeit, die du erwerben man Schlange stehe, und nicht für ein Gehaltskonto (und, selbstredend, die damit verbundenen Genüsse); sie alle, denkst du, die nicht verstanden haben, dass es die Arbeit ist, die abgeschafft werden müsste, und die nicht den Verstand haben, sie, zumindest, für sich selbst abzuschaffen.“

Meister der Grautöne

Und ja, es geht auch einsam zu, höchst einsam, in diesen Gedankengängen. Ulven selbst galt und gilt als *writer's writer*, als Autor für Autoren, und, besonders in Norwegen, als höchst einflussreich. Natürlich kommt die Rezeption dieses Meisters der Grautöne, der dunklen Stimmung, nicht ohne den Hinweis auf Karl Ove Knausgård aus. Der hat Ulven nicht nur einmal als einen großen Einfluss genannt. Was man in „Ablösung“ durchaus erkennt: Knausgård's eigene Beschreibungswut, sein Hyperrealismus haben hier wohl ihren Ursprung. Allerdings macht es Knausgård den Lesenden leichter, indem er Erklärung, Handlung bindend einsetzt – worauf Tor Ulven eindrücklich Pfeift.



Tor Ulven: „Ablösung“. Aus dem Norwegischen von Bernhard Strobel. Droschl Verlag, Graz 2019, 144 Seiten, 20 Euro

taz genossenschaft

HALT DIE PRESSE!



Demokratische Gesellschaften brauchen eine unabhängige Presse.

Setzen Sie ein Zeichen für Meinungsvielfalt und gegen Meinungsmache. Werden Sie Mitglied der taz Genossenschaft. Mit einer Einlage ab 500 Euro (wahlweise auch in 20 Raten zahlbar) können Sie MitgliebertümerIn werden.
geno@taz.de | T (030) 25 90 22 13 | www.taz.de/genossenschaft

„Vieles was wir tun, ist instinktgetrieben“

Die norwegische Autorin Maja Lunde wurde mit Bestsellern über den Klimawandel und das Artensterben bekannt. Nun erscheint ihr Roman „Die letzten ihrer Art“. Wie blickt sie in die Zukunft?

Interview Heike Holdinghausen

taz: Frau Lunde, in Ihren ersten beiden Büchern haben Sie verschiedene Familiengeschichten mit der „Geschichte der Bienen“ und der „Geschichte des Wassers“ verbunden, in ihrem neuesten Roman „Die letzten ihrer Art“ sind die Przewalski-Pferde das verbindende Element. Warum diese urtümlichen Pferde?

Maja Lunde: Ich habe sie zum ersten Mal im Jahr 2015 in den Bergen Frankreichs gesehen und mir ihre Geschichte erzählen lassen. Wie sie 1881 in der Mongolei gefunden, gefangen und in Zoos in Europa gebracht wurden, wie sie fast ausgestorben sind und nur in Tierparks überlebt haben – und wie sie schließlich 1992 in die Mongolei zurückgebracht und ausgewildert wurden. Ich war so fasziniert von diesen Pferden und ihrer Geschichte, ich wusste sofort, dass ich über sie schreiben wollte.

Haben Sie mit „Die letzten ihrer Art“ den Roman zu den Fridays-for-Future-Demos geschrieben?

„Schreiben Sie, wo es brennt“, sagen wir in Norwegen. Ich bin mit einem Poster gegen Atomwaffen über dem Küchentisch aufgewachsen. Meine Familie sprach beim Abendessen regelmäßig über Umweltfragen und den Klimawandel. Als ich älter wurde, ließ meine Sorge um den Planeten nicht nach, ganz im Gegenteil. Ich sehe mich zwar nicht als Aktivistin, aber bei der Umweltthematik brennt es am meisten. Der Klimawandel ist unser größtes Problem, und wir müssen etwas gegen ihn unternehmen.

Ihre Romane handeln von hochpolitischen Themen wie Klimawandel und Artensterben, aber Politik kommt kaum vor. In der „Geschichte der Bienen“ versucht am Ende noch eine Politikerin, den Bienen eine Zukunft zu geben. In dem neuen Buch gibt es überhaupt

keine Autorität mehr, oder koordiniertes menschliches Handeln. Warum nicht?

Das war nicht Teil der Geschichte. Wenn ich schreibe, geschieht das intuitiv. Ich bin Roman- und keine Sachbuchautorin. Wenn ich eine politische Partei in die Geschichte eingeführt hätte, wäre es wohl eher ein politisches Manifest geworden als ein Roman. Das wollte ich nicht. Allerdings werde ich von den Lesern oft gefragt, was sie tun können, um den Bienen zu helfen, um den Planeten zu retten, und das macht mich sehr glücklich. Wenn mein Roman ein bisschen dazu beiträgt, die Lage zu verbessern, dann wäre ich dankbar.

Glauben Sie, das ist die Zukunft? Jeder kämpft für sich allein?

Wie gesagt, das ist ein Roman, es ist Fiktion. Ich habe beschrieben, wie sich die Natur entwickeln kann, wenn wir Klimawandel und Artensterben nicht aufhalten. Es ist ein Szenario, das ich liefere, keine Prognose. Hoffentlich kommt es anders! Wenn ich schreibe, habe ich viele Fragen und wenige Antworten. Es sind vor allem zwei große Fragen, die ich mir in allen drei Büchern stelle, und vielleicht am meisten in meinem neuen Buch: Wie wurde der Mensch zu dem Tier, das die Welt beherrscht? Wie schafft er es, als Spezies alle anderen zu beherrschen? Und die zweite Frage ist: Schaffen wir es, aus unseren Fehlern zu lernen? Können wir unsere Fähigkeiten nutzen, um die Welt zu einem besseren Ort zu machen, für uns und für alle anderen Arten, die auf der Erde leben?

Haben Sie Hoffnung?

Aus meinen Büchern lassen sich sowohl Optimismus als auch Pessimismus herauslesen, weil auch ich selbst zwischen diesen Polen schwanke. Was mir Hoffnung gibt: Menschen sind Spezialisten in Kom-

munikation. Zum Beispiel sind wir die einzige Art, die Bücher schreibt. Wir sind extrem gut darin, miteinander zu kommunizieren, Informationen weiterzugeben und zu empfangen. Je mehr wir über Klimawandel und Artensterben reden, je mehr wir unsere Angst heraus-schreien, wie die Kids es gerade auf den Straßen tun, desto mehr verstehen wir, wie groß unsere Probleme sind. Und wenn wir sie verstanden haben, können wir sie vielleicht auch lösen.

Allerdings leiden die Figuren in Ihren Büchern unter ihrer Sprachlosigkeit – Eltern und Kinder, Paare, Fremde, die sich zufällig begegnen – meist fällt es ihnen schwer, ihre Gefühle auszudrücken.

Stimmt, in den Familien, die ich beschreibe, gelingt Kommunikation häufig nicht. Ich wollte die Beziehungen erforschen, über die ich schreibe. Die Bücher beginnen nicht mit Antworten auf Zeitfragen oder mit Botschaften, sie beginnen mit den Figuren. Mit ihren Geschichten und ihren Beziehungen geht es los. Wenn ich eine neue Geschichte beginne, fühlt es sich nicht so an, als hätte ich die Wahl – die Beziehungen zwischen meinen Figuren sind immer schon da. Das Thema „Eltern-Kind“ ist für mich eng verbunden mit dem Thema Natur.

Warum?

Denken Sie an Darwin! Vieles, was wir machen, machen wir für unsere Kinder. Deshalb finde ich das Thema so spannend, weil Familie auf biologischer Liebe beruht, verbunden mit der Natur. Wenn Kinder geboren werden, lieben wir sie instinktiv, und ich finde es spannend zu beschreiben, was das für uns bedeutet. Ich interessiere mich zwar auch für die Beziehungen zwischen Erwachsenen oder Liebenden, aber die Eltern-Kind-Geschichten faszinieren mich am meisten. Wir tun

so viel für unsere Kinder, vieles was wir tun, ist instinktgetrieben – und von dem Wunsch geleitet, dass unsere Kinder sicher sind. Ich glaube, zurzeit übertreiben wir es damit. Viel von dem Zeug, was wir kaufen, kaufen wir, um uns selbst und unsere Kinder abzusichern. Jetzt sind wir aber in einer neuen Situation: Wir müssen aufhören, Dinge zu konsumieren, wenn wir unser Kinder schützen wollen.

Zerstören die Menschen in Ihren Büchern die Natur, weil sie unfähig sind, Beziehungen zueinander einzugehen – und zudem unfähig sind, Beziehungen zur Natur zu knüpfen?

Nein, so würde ich das nicht sehen. Im zweiten Teil des Quartetts, in „Die Geschichte des Wassers“, ist Signe, eine der Hauptfiguren, in engem Kontakt zur Natur, aber sie ist unfähig, Kontakt zu anderen Menschen aufzunehmen. Alle meine Figuren haben unterschiedliche Zugänge zu anderen Menschen und zur Natur. Ich beschreibe Männer des 19. Jahrhunderts, die Natur als etwas betrachten, das sich nutzen lässt und Menschen dient. Signe hingegen misst Natur einen eigenen Wert bei, genau wie Eva im neuen Buch.

Ihr Verlag hat ein Klima-Quartett angekündigt. Nach den Bienen, dem Wasser und den Pferden – wo

von wird der letzte Teil der Romanserie handeln?

Während ich es schrieb, schwirren in meinem Kopf mehrere andere Geschichten herum. Alle von Menschen, die in der Nähe der Natur leben, viele von ihnen sind von Umweltveränderungen betroffen. Wie Signe aus der „Geschichte des Wassers“, eine alte Frau, die am Fuße eines Wasserfalls in Norwegen aufwuchs. Oder David, ein junger Klimaflüchtling in Südfrankreich, und Nicolai, ein russischer Zoo-Manager. Plötzlich wurde mir klar, dass sie alle Teil derselben Geschichte waren. Als die „Geschichte der Bienen“ fast fertig war, wurde mir klar, dass ich mit dem Thema nicht fertig war. Meine Figuren, meine Geschichten waren alle Teile eines großen Puzzles, und es mussten vier Bücher sein. Ein Quartett.

Funktionieren die Bücher denn auch einzeln?

Jedes Buch kann separat gelesen werden, aber für Leser, die die Guld haben, alle vier zu lesen, wird sich hoffentlich ein größeres Bild ergeben. Im letzten Buch werde ich versuchen, alle Geschichten zu verbinden, und die Hauptgeschichte wird 2110 spielen, also 12 Jahre nach der zukünftigen Geschichte im ersten Teil. Und Hauptthema werden Pflanzen sein, Samen und alles, was wächst.

Sind zum Glück noch nicht die allerletzten ihrer Art: Przewalski-Pferde in einem Nationalpark in der Provinz Gansu, China
Foto: Ed Jones/afp



Maja Lunde „Die Letzten ihrer Art“. Aus dem Norwegischen von Ursel Allenstein. btb Verlag, 640 Seiten, München 2019, 22 Euro, erscheint am 21.10.

Maja Lunde

wurde 1975 in Oslo geboren, wo sie auch heute noch lebt. Die Schriftstellerin und Drehbuchautorin landete mit ihrem Romandebüt „Die Geschichte der Bienen“ („Bienes historie“, 2015) gleich einen großen Erfolg,



Foto: Oda Berby

vor allem in Deutschland, wo das Buch 2017 mit 350.000 Exemplaren das meistverkaufteste des Jahres war. Nach „Die Geschichte des Wassers“ (2018) erscheint in diesen Tagen ihr neuer Roman auf Deutsch.

Anzeige

DIESE WELT WIRD DICH VERÄNDERN

Es ist der Winter 1704 und der Tod sitzt auf dem Gipfel einer Tanne und wartet geduldig auf die Geburt eines Kindes. Er ist nicht der einzige – ein Raunen wandert um die Welt und die Schatten lauschen mit gespitzten Ohren.

Schon in jungen Jahren macht sich Vida auf den Weg, um die Wahrheit zu finden. Sie hört den Ruf der Toten und begegnet ihrer eigenen Zukunft. Mit dreizehn Lehren ihre Tanten sie die Mudras der Verbannung und sich ohne Waffen zu verteidigen. Denn Vida wurde geboren, um das Licht auf die Welt zurückzubringen. Aber niemand rechnet damit, dass sie ihren eigenen Weg geht und selbst dem Tod die Stirn bietet.



Leseprobe: beltz.de

584 S., geb., € 19,95, ISBN 978-3-407-75462-2

BELTZ & Gelberg

Mit Gott am Küchentisch

Im Original heißt das Buch knapp „Solar Bones“, doch vermutlich schien dem Steidl Verlag das buchstäbliche Wort „Sonnenknochen“, das im Text tatsächlich vorkommt, nur begrenzt verkaufsfördernd, wobei die deskriptive Lösung durchaus treffend ist, geht es in „Ein ungewöhnlicher Roman über einen gewöhnlichen Mann“ schließlich genau um dies – eine literarisch eigensinnige Schilderung der Gedanken seines Protagonisten, in dessen Bewusstseinsstrom Mike McCormack seine Leser hineinwirft, ohne Punkt, allein durch Kommata getrennt, die Sätze von einem Absatz in den nächsten überlappend, während der Icherzähler Marcus Conway vom Arbeitsalltag zu Erlebnissen mit der Familie springt, dazwischen Fragen nach Gott stellt, da er früher mal überlegt hatte, Theologie zu studieren, man lebt ja im katholischen Irland, wo Conway als Ingenieur in der Verwaltung arbeitet, verheiratet ist und Vater zweier Kinder, beide außer Haus, die Tochter macht Karriere als Künstlerin, der Sohn reist gerade durch Australien, spricht über Skype manchmal abends mit dem Vater, der sich tags im Büro mit Politikern herumplagen muss, wenn diese finden, dass Bauprojekte bestimmter Vorschriften wegen nicht vorankommen, und klar, nicht selten ist beim Politiker dann Korruption im Spiel, all das rauscht durch den Kopf von Conway, der beim Denken regelmäßig an den Küchentisch zurückkehrt, an dem er die Handlung über sitzt, ein äußerlich ereignisarmer, aber höchst dynamischer Text, dank des Rhythmus, immer wieder mit Einwüfen variiert, seien es kurze Aufzählungen oder die Abschiedsgrüße am Ende eines Telefonats, seltene Haltepunkte in einem Fluss, dem man sich zu gern überlässt.

Tim Caspar Boehme

Mike McCormack: „Ein ungewöhnlicher Roman über einen gewöhnlichen Mann“. A. d. Engl. von Bernhard Robben. Steidl Verlag, Göttingen 2019, 272 Seiten, 22 Euro

20 Stunden vor dem Sprung

„Der Sprung“ ist eine Absage an die Hoffnung, scheint es. Denn Manuela, genannt Manu, springt mitten in einer Kleinstadt vom Dach, schon auf der ersten Seite. Die Schweizerin Simone Lappert erzählt in ihrem zweiten Roman aber nicht die Geschichte von Manus Hadern mit sich und der Welt. Vielmehr macht die 34-jährige Autorin die junge Frau zum Auge des Sturms: Um sie herum wirbelt das Leben, es berührt sie aber letzten Endes nie. Kapitel für Kapitel stellt Lappert wechselnd Bewohner*innen der Stadt in den Mittelpunkt, die – mal mehr, mal weniger – mit Manu in Verbindung stehen. Da ist ihre Schwester, die überehrgeizige Politikerin, Manus Freund, der nichts weiß, weder über Manu noch über seine Zukunft. Da ist aber auch der frühere Hutmacher, der jetzt in einer Fleischerei arbeitet und sich um seine demenzkranke Mutter kümmert. Sie alle zeigt der Roman in den 20 Stunden vor

dem Sprung. Manu ist in dieser Zeit schon auf dem Dach. Ziegel für Ziegel deckt sie das Dach, während Lappert die Beziehungsgeflechte freilegt, die die Kleinstadt durchziehen – oder vielmehr unterwandern. Oft sind sie geprägt von Schuld, Scham und Egoismus. Mit Spannung sucht man nach den Verknüpfungen. Mal ist es ein Hut, der den Besitzer wechselt, mal ein Zunicken auf der Straße. Man kennt sich – und ist sich doch fremd. Nur die Leser*innen sehen, dass die Menschen viel verbindet: ihre Erinnerungen, ihre Gedanken, vor allem die traurigen. So bleibt, trotz des Wissens um den Sprung doch ein Quäntchen Hoffnung für alle – außer Manu.

Laura Sophia Jung

Simone Lappert: „Der Sprung“, Diogenes Verlag, Zürich 2019, 336 Seiten, 22 Euro

Im Studentenwohnheim

„Entschlossen schreitet der Mensch auf seinem Erdenweg dem großen Wendepunkt entgegen...“: Programmatisch findet das Zitat des argentinischen Philosophen Carlos Astrada Eingang in den Debütroman der Dramaturgin und Theaterregisseurin Carla Maliandi. „Das deutsche Zimmer“ handelt von einer Dreißigjährigen, die es in einer diffusen Lebens- und Beziehungskrise von Buenos Aires nach Heidelberg verschlägt, wo sie während der Militärdiktatur ihre Kindheit im Exil verbracht hatte. In der Stadt am Neckar bezieht die Icherzählerin ein Zimmer in einem Studentenwohnheim, „– dort ist es, als wäre man nirgendwo, man ist allein, hat aber viele Menschen um sich, hat alles, ohne etwas zu besitzen und wird von niemandem wahrgenommen.“ In Maliandis unaufgeregter Erzählung erscheint dieser unwirtliche Ort als ein willkommener Zwischenraum im Leben seiner Bewohner. Traumwandlerisch streift die Frau aus Buenos Aires durch die ihr vage vertrauten Straßen. Dort, weit weg von zu Hause findet sie überraschend alte und neue Freundschaften – einen argentinischen Stipendiat aus Tucumán, Shance Takahashi aus Tokio und Mario, den Professor für lateinamerikanische Philosophie. Vermeintlich einfach und schlicht erzählt die argentinische Autorin, die 1976 im Exil in Venezuela geboren wurde, von Verlust, Trauer, Glück und Zuversicht. Mit beeindruckender Leichtigkeit verbindet sie die Entwicklung ihrer Protagonistin mit dem empathischen, offenen Blick auf das Leben der anderen.

Eva-Christina Meier

Carla Maliandi: „Das deutsche Zimmer“. A. d. Span. von Peter Kultzen. Berenberg Verlag, Berlin 2019, 168 Seiten, 24 Euro

Sieg der Biologie

Nicht, dass dieses Buch nicht ziemlich unterhaltsam wäre. Der Stil ist schnoddrig und schnell, die Icherzählerin nimmt sich selten ernst, außerdem erfährt man viel über eine in den achtziger Jahren geborene Generation, die dem allgemeinen Zwang, immer und überall erreichbar zu sein, aber nirgends Bindungen einzugehen, noch einigermaßen fremd gegenübersteht.

Und trotzdem ist man enttäuscht, wenn man „Mittwoch also“, den ersten Roman in deutscher Übersetzung der 1982 geborenen norwegischen Schriftstellerin Lotta Elstad, wieder aus der Hand legt, denn eigentlich, so verspricht es der Klappentext, hatte man einen „politischen Roman über das Recht auf Abtreibung“ erwartet. Lotta Elstads Heldin Hedda hat zeitgleich Job und Liebhaber verloren, und bei einer misslungenen Reise, die nach Athen hätte führen sollen, hat sie einen One-Night-Stand mit einem Aussteiger in Berlin, der erst dann endlich aufhört. Quark zu quatschen, als sie sich auszieht.

Zurück in Norwegen stellt sie fest, dass sie schwanger ist, will abtreiben und erfährt, dass in Norwegen neuerdings eine Bedenkfrist von drei Tagen vorgeschrieben wird. Was nun folgen könnte und was einen als Leserin durchaus interessiert hätte, nämlich das Nachdenken über Mutterschaft und Unabhängigkeit und all das, folgt leider in maximal homöopathischen Dosen. Statt dessen räsoniert die Erzählerin über die Männer: Den einen, den sie nicht bekommen konnte, und den anderen, den sie nach dieser einen Nacht einfach nicht mehr los wird. Das Ganze ist also nicht viel mehr als ein konventioneller Liebesroman über eine Frau, die mal Anhängsel und mal Femme fatale ist, je nachdem, ob der Mann scharf denken kann oder Blödsinn spricht.

Nur ab und an ist man ein wenig getröstet, wenn man Hedda beispielsweise in ihren toxischen Überlegungen zum norwegischen Sozialsystem folgt, zur Wahl ihres sterbenden Berufs (Journalistin) – oder einfach zum Sieg der Biologie, die sie am Ende in endlosen Schlaf zwingt, während sich ihr Kontostand ganz von selbst weiter Richtung null bewegt. Das ist durchaus witzig.

Susanne Messmer

Lotta Elstad: „Mittwoch also“. A. d. Norweg. von Karoline Hippe, Kiepenheuer & Witsch, Köln 2019, 292 Seiten, 18 Euro

Erwachsene Scheidungskinder

„Alles löst sich auf wie der Pullover, den Mama mir vor Jahren gestrickt hat.“ Nachdem ihre Eltern die Scheidung verkünden, verändert sich das Leben von Liv und ihren beiden Geschwistern Ellen und Håkon schlagartig. Dabei war doch gerade noch alles so schön: Denn gemeinsam verbringt die Familie den 70. Geburtstag ihres Vaters an der italienischen Riviera – Eltern, Kinder, Eheleute und Kindeskind, alle sind sie dabei. Doch was eigentlich als gemeinsamer Erholungsurlaub gedacht war, endet im Einsturz der bisher als gegeben gesehenen Familienidylle.

Die Geschichte, die die norwegische Schriftstellerin Helga Flatland in „Eine moderne Familie“ erzählt, ist eigentlich banal. Eltern, die sich scheiden lassen, Kinder, die mit dieser Entscheidung hadern. Gleichwohl ist es anders, denn hier sind die Kinder bereits erwachsen, haben ihr eigenes Leben. Dass dies von der Entscheidung der Eltern trotzdem beeinflusst wird, ist es, was die Erzählung in Flatlands fünftem Roman ausmacht.

Alles löst sich auf wie der Pullover, den Mama mir vor Jahren gestrickt hat. Nachdem ihre Eltern die Scheidung verkünden, verändert sich das Leben von Liv und ihren beiden Geschwistern Ellen und Håkon schlagartig. Dabei war doch gerade noch alles so schön: Denn gemeinsam verbringt die Familie den 70. Geburtstag ihres Vaters an der italienischen Riviera – Eltern, Kinder, Eheleute und Kindeskind, alle sind sie dabei. Doch was eigentlich als gemeinsamer Erholungsurlaub gedacht war, endet im Einsturz der bisher als gegeben gesehenen Familienidylle.

Dabei liegt die Besonderheit in den verschiedenen Erzählperspektiven – abwechselnd bekommt man einen Einblick in das Leben der drei Geschwister. Liv, die als Älteste das traditionelle Familienleben mit Mann und zwei Kindern fortführt und nun, da die scheinbar unzerstörbare Beziehung, die ihrem Leben als Vorbild diente, scheitert, ihre eigene Ehe bedroht sieht. Ellen, die mit Ende dreißig erfolglos versucht schwanger zu werden – und Håkon, der als Jüngster schon einer neuen Generation angehört, in der Monogamie immer mehr zu einem gesellschaftlichen Relikt verkommt, das es zu boykottieren gilt.

Erst nach und nach wird deutlich, dass sich auch die Rollenverteilung verändert, wenn das Gesamtgefüge einer Familie auseinanderbricht. Wie Puzzleteile, die nicht mehr ineinandergreifen wollen, weiß hier niemand mehr, wie er sich dem Rest der Familie gegenüber verhalten soll. Statt miteinander zu sprechen, ziehen sich die Geschwister zurück, grübeln und grämen sich, bis auch ihr eigenes Leben von der elterlichen Entscheidung bedroht wird.

Die Probleme und Ängste, die Flatland ihren Figuren hier andichtet, lassen sich ohne Weiteres auf die „moderne Gesellschaft“ übertragen und zeigen, woran es am Häufigsten mangelt: Kommunikation.

Sophia Zessnik

Helga Flatland: „Eine moderne Familie“. A. d. Norweg. von Elke Ranzinger, Weidle Verlag, Bonn 2019, 308 Seiten, 25 Euro

Anzeige

ANGST erhöht den Herzschlag und lässt uns zittern. Sie setzt aber auch Kräfte frei und **MACHT STARK.**

DAS BEWEGT MICH!
PSYCHOLOGIE HEUTE

WWW.PSYCHOLOGIE-HEUTE.DE

Frankfurter
BUCHMESSE
Halle 3.0 / G 23



sich auf, an der Riviera ist
 olung mehr, der Vater sitzt
 waltung, der Sohn in
 n, toxischer Lebensstil und
 Salzmarsch, vielleicht
 ich alles, die Institutionen
 eren bald nicht mehr, einer
 er und alle spucken in
 Becken.

das Gegenüber die Wahrheit sagt, halten wir ihn trotzdem für einen Lügner.

Diese recht maue Erkenntnis entwickelt Gladwell über 360 Seiten, denn er nimmt eine Menge Umwege, unter anderem über Hitler (natürlich!), über den Anlagebetrüger Bernard Madoff, über die als Mörderin verurteilte und dann freigesprochene Amanda Knox, und, besonders fehlgeleitet, über einen Vergewaltigungsfall an der Stanford-Universität im Jahr 2015. Da ist die Faktenlage eindeutig – ein junger Mann hat eine junge Frau vergewaltigt –, Gladwell aber spricht, damit der Fall in sein Schema passt, von einem „tragischen Missverständnis“.

Jan Jekal

Malcolm Gladwell: „Die Kunst, nicht aneinander vorbeizureden“. Übers. v. J. Neubauer. Rowohlt, Hamburg 2019, 384 Seiten, 22 Euro

Problematische Geschichten von Nichtmenschen

Am Anfang haben die Naturforscher die Tiere isoliert, das heißt, sie aus ihrem Lebenszusammenhang rausgeschossen und seziiert. Dann wurden sie naturgeschichtlich eingeordnet, wobei man sich die Entwicklung der Individuen einer Art mit dem kapitalistischen Konkurrenzprinzip erklärte: als „Survival of the Fittest“.

Mit den feministischen Biologinnen gelangte auch die „Symbioseforschung“ in die Lehrbücher. Der Tierfilmer Volker Arzt fand dazu nun, ebenso wie der Ökologe Josef Reichholf und andere Naturforscher vor ihm, viele Beispiele aus der Tier- und Pflanzenwelt. Das ist sehr lehrreich, aber es reicht nicht: In einer Symbiose kooperieren mehrere Individuen, nicht selten aus unterschiedlichen Arten, sie sind außerdem stets in einem Biotop „embedded“, das wiederum von anthropozänischen Soziotopen umzingelt ist. All das gilt es in der Lebensforschung zu berücksichtigen – und mehr noch: Wir haben zigmillionen Romane, in fast allen geht es um sexuell konnotiertes Menscheln und die Probleme, die dabei auftauchen, aber wir brauchen auch Tier- und Pflanzenromane, also die problematischen Lebensgeschichten von Nichtmenschen (und sei es nur, um den Anthropozentrismus zu demütigen).

Mit der Gentechnik und der Enzymatik hat sich die Biologie, ökonomisch erfolgreich, in Physik und Chemie aufgelöst, der verbliebenen organismischen Biologie muss es nun um eine „Ökologie ohne Natur“ gehen – ohne dieses Becken, in das alle spucken.

Das neue Buch über Symbiosen von Volker Arzt bewegt sich dort hin, zumal er auch erzählt, wie diese Fokussierung sich wissenschaftsgeschichtlich durchsetzte. Er bleibt jedoch auf halbem Wege stecken: Das ist nicht mehr die Isolierung von einem Individuum, aber die von „Partnerschaften“, die der Autor uns auch noch dummerweise mit Begriffen aus der Betriebswirtschaft erklärt.

Helmut Höge

Volker Arzt: „Kumpel & Komplizen. Warum die Natur auf Partnerschaft setzt“, Bertelsmann Verlag, München 2019, 368 Seiten, 25 Euro

Ghandi und das Wohl der SUV-Fahrer*innen

Fast zeitgleich sind zwei Bücher über Extinction Rebellion erschienen: Die im vergangenen Jahr in Großbritannien entstandene Bewegung reicht inzwischen bis nach Pakistan und Ghana und blockiert gegenwärtig auch massiv Berliner Straßen. Ziel ist es, durch zivilen Ungehorsam fundamentale Änderungen der aktuellen Wirtschaftsweise zu erreichen. Beide Werke eröffnen einen guten Zugang zu den zentralen Inhalten.

Das Büchlein „Hope dies – action begins“ ist eine Collage einer Aktionsgruppe in Hannover, das Handbuch „Wann wenn nicht wir?“ versammelt internationale Stimmen und gibt darüber hinaus eine Fülle praktischer Tipps: Welches Essen eignet sich besonders gut zur Versorgung vielfältiger Großgruppen, was ist bei Festnahmen durch die Polizei zu tun? Alle Texte sind gut lesbar, viele vom Herzen her geschrieben, ohne aber kitschig zu sein. Die Bewegung Extinction Rebellion (XR) benennt schonungslos und radikal den Zustand der Welt: Wir befinden uns in einer „Krise, die, wenn wir sie weiterhin ignorieren, alles zerstören wird, was uns lieb und teuer ist: unsere Heimat, unsere Mitmenschen, unsere Ökosysteme und die Zukunft unserer Kinder.“

Die existierenden Institutionen sind unfähig oder unwillig, die Lage zu verbessern, unser Lebensstil ist toxisch für unsere

Mitwelt. Diese Wahrheit auszusprechen, Trauer, Schmerz, Wut und Scham zu spüren und doch die Chance für ein gemeinsames Zuhause Erde nicht aufzugeben, vereint die vielfältigen Aktivist*innen. Gewaltfreiheit ist ihr Credo, das sie aus Ghandis Salz- marsch und der schwarzen Bürgerrechts- bewegung ableiten.

Der Ansatz ist inklusiv und will die Logik des Gegeneinanders und Rechthabens vermeiden: Auch das Wohl von SUV-Fahrer*innen zählt. Viele Autor*innen setzen auf eine Vertiefung der Demokratie durch repräsentative Bürgerversammlungen. Eine inspirierende, aktivierende Lektüre.

Annette Jensen

S. Kaufmann, M. Timmermann, A. Botzki: „Wann wenn nicht wir“. Ein extinction rebellion Handbuch“. S. Fischer Verlag, Frankfurt 2019, 256 Seiten, 12 Euro

Extinction Rebellion Hannover: „Hope dies – Action begins. Stimmen einer neuen Bewegung“. Transcript Verlag, Bielefeld 2019, 95 Seiten, 7,99 Euro

Ausweichender Blick, stottriges Sprechen

Der kanadische Journalist Malcolm Gladwell hat noch nie ein Buch geschrieben, das nicht zum Bestseller wurde. Zwar widmet er sich schwer greifbaren Themen aus der Sozialpsychologie, er tut dies aber auf

äußerst gefällige Weise. Seine Bücher sind Aneinanderreihungen von Anekdoten, hier und da von behutsamen Verweisen auf (tendenziös ausgewählte) Fachliteratur durchbrochen, und in jedem dritten Absatz hilft ein Metakommentar mit der Orientierung: Hier sind wir nun, das ist das Problem, da wollen wir hin.

Nicht selten und in seinem neuen Buch, „Die Kunst, nicht aneinander vorbeizureden“, ganz besonders, konstruiert Gladwell banale Gemeinplätze zu „Rätseln“, deren „Lösungen“ am Ende seiner umständlichen Exkursionen stehen. Die abschließende Erkenntnis ist zwar eine, die man vor der Lektüre längst hatte; sie wird jedoch durch das temporeiche Herumirren des Autors – und sein Insistieren, dass hier gerade Rätsel gelöst werden – als bahnbrechend verkauft.

Das sind die beiden sogenannten Rätsel des neuen Buchs: 1. Warum sind wir nicht in der Lage, zu erkennen, wenn uns ein Fremder ins Gesicht lügt? 2. Warum verstehen wir einen Fremden manchmal schlechter, wenn wir ihn persönlich kennenlernen?

Gladwell schreibt, dass wir nun einmal standardmäßig davon ausgingen, dass unser Gegenüber die Wahrheit sage, denn das mache unser Leben leichter. Zudem haben wir uns auf stereotype Verhaltensweisen geeinigt, die auf einen lügenden Menschen schließen lassen (ausweichende Blicke, stottriges Sprechen) – liegen diese nicht vor, erkennen wir einen Lügner nicht. Schlimmer sogar, liegen diese vor, obwohl

Anzeige

**GROSSETERLICHE LIEBE
 UND DER NIEDERGANG
 EINES GRANDHOTELS IN DEN
 NORWEGISCHEN BERGEN**

VOM AUTOR DES BESTSELLERS
 »CHORAL AM ENDE DER REISE«

ERIK FOSNES HANSEN EIN HUMMERLEBEN

Gebunden € (D) 24,-
 Verfügbar auch als E-Book
 www.kiwi-verlag.de

Kiepenheuer & Witsch

Große Lesereise in Deutschland – Termine unter www.kiwi-verlag.de/FosnesHansen

Sie wählen gegen jede Vernunft und oft sogar gegen ihre eigenen Interessen. Doch was tut man mit AfD-Wählern, die mit Sachargumenten nicht erreichbar sind? Eva Walther hat die psychologischen Mechanismen der AfD und ihrer Wählerschaft untersucht, um schließlich über Prävention nachzudenken



AfDler machen sich's zunehmend in der Mitte der Gesellschaft gemütlich
Foto: Dagmar Schwelle/laif

Es gibt eine Radikalisierung

Von Sabine am Orde

taz: Frau Walther, Sie haben die AfD und ihre WählerInnen psychologisch betrachtet. Was trägt das zum Verständnis bei?

Eva Walther: Die Idee entstand gemeinsam mit Studierenden in einem Psychologieseminar an der Uni Trier. Wir wollten verstehen, warum die Leute AfD wählen. Und sind dabei auf drei verschiedene Konfliktlinien gestoßen, eine ökonomische, eine identitätsbezogene und eine Vertrauenslinie, die an deprivierten, also nicht erfüllten menschlichen Bedürfnissen ansetzen. Das erste ist das Bedürfnis nach existenzieller Versorgung und materieller Sicherheit. Der gesellschaftliche Hintergrund sind die Finanzkrise und die sozi-

ale Ungleichheit. Das Gefühl von materieller Sicherheit ist ja nie ein absolutes, sondern hängt vom Vergleich mit anderen ab. Manche haben das Gefühl, dass man selbst zu kurz kommt.

Geht es nur um ein Gefühl?

Nein, es gibt auch eine tatsächliche Unterfütterung, schließlich wächst zum Beispiel der Niedriglohnsektor in Deutschland. Und ein Teil der AfD, der Flügel um Björn Höcke, versucht hier anzuknüpfen, etwa mit dem Angebot exklusiver Sozialleistungen für Passdeutsche.

Zahlreiche Untersuchungen zeigen, dass nicht nur die sogenannten Abgehängten AfD wählen.

In unserer zweiten Konfliktlinie geht es um Menschen, die sich nicht mehr wertgeschätzt fühlen. Die Gesellschaft hat sich durch Liberalisie-

rung und Modernisierung so verändert, dass viele althergebrachten Quellen der Wertschätzung nicht mehr existieren: Das Familienoberhaupt, die enge Bindung an einen Betrieb, das gibt es nicht mehr. Die Strukturen sind flexibel und globalisiert. Hier sind Konservative anfällig, die nicht die Vergangenheit wiederhaben wollen, sondern sogar eine schönere Vergangenheit. Sie spricht die AfD zum Beispiel durch die Leugnung des Klimawandels oder durch ihre Geschlechterpolitik an. Die Heterogenität der Partei ist auch Programm, um ganz unterschiedliche Wählerinnen und Wähler zu gewinnen.

Und die dritte Linie?

Da geht es um die, die lange nicht mehr wählen waren, die enttäuscht und wütend sind. Denen wird das Angebot gemacht, den etablierten Parteien den Marsch zu blasen.

Und das Bedürfnis nach Sicherheit?

Das ist aufgeteilt. Zum einen geht es um materielle Sicherheit, die gehört in die erste Linie, und um Vertrauen in die Politik, das in die dritte gehört. In dieser geht es darum, enttäuschte, ängstliche und wütende Menschen anzusprechen. Da bietet die AfD vermeintliche Kontrolle an, etwa dadurch, die Flüchtlinge draußen zu lassen. Bei allen Heterogenitäten gilt: Das Ausgrenzende eint alle in der Partei. Das ist der Kern, die anderen Dinge werden für unterschiedliche Wählergruppen drumherum gruppiert.

Setzt die AfD psychologische Faktoren geschickter ein als andere Parteien?

Ich würde nicht von geschickter sprechen, sondern eher von effektiver. Sie setzt sehr effektiv auf emotionale Faktoren und delegitimiert rationales Denken, zum Beispiel in der Klimapolitik.

Wie kann man dem beikommen – mit Fakten vermutlich nicht?

In einer Podiumsdiskussion auf keinen Fall. Die AfD versucht nicht durch Argumente zu überzeugen, sondern durch gezielte Normüberschreitungen Stimmung zu machen und negative Emotionen zu legitimieren. Sie versuchen, sich als Opfer oder Helden zu stilisieren. Das sind Narrative, die psychologisch sehr wirksam sind. Da kann man mit sachlichen Gegenarrativen wenig ausrichten.

Und jenseits von Talkshows? Die AfD bietet ja wenig Antworten auf die Herausforderungen unserer Zeit.

Kommen wir noch mal auf Selbstwertschätzung und Identität zurück. Wenn Sie das Gefühl haben, ihre Lebensleistung und ihre soziale Gruppe werden nicht wertgeschätzt und dann kommt eine Partei, die sagt: Es ist ein Wert an sich, Deutscher zu sein, es ist ein Wert an sich, in einer bestimmten Region zu leben: Das ist eine Aufwertung, die einen positiven psychologischen Effekt bewirkt, der völlig unabhängig von Sachpolitik ist. Auch die Abwertung von Minderheiten geht häufig mit einer hydraulischen Aufwertung der eigenen Gruppe einher. So erzeugt die AfD gute Gefühle, Selbstaufwertung. Sachargumente sind dagegen

„Radikalisierung hat etwas mit Normenverschiebung zu tun, und die betreibt die AfD systematisch“

nicht sehr wirksam, weil die AfD auf anderen Subebenen funktioniert.

Was sollten die anderen Parteien machen?

Deutlich stärker auf die deprivierten Gefühle eingehen und sie politisch systematisch adressieren. Das Leben vieler Menschen wurde ja tatsächlich vernachlässigt. Mobilitätsbedürfnis, materielles Sicherheitsbedürfnis – alles Themen, die vernachlässigt wurden. Klar ist auch, dass die Politik das große Thema soziale Ungleichheit zu wenig bearbeitet hat. Das muss sich ändern, um negativen Gefühlen den Boden zu entziehen. Und mit dem Begriff Solidarität könnte man zum Beispiel positive Gefühle erzeugen, ohne dass dies auf Kosten anderer geht.

Damit kommt man aber nicht den konservativen Wählern in ihrer zweiten Gruppe bei.

Stimmt. Allerdings kann Wertschätzung auch politisch durch Anerkennung von Lebensleistungen vermittelt werden.

Warum verfährt das alles bei Männern besser?

Männer sind einer größeren Entwertung durch den gesellschaftlichen Wandel ausgesetzt. Wir leben zwar weiter im Patriarchat,

aber am eingebauten Privileg der weißen Männer wird doch ein wenig gerüttelt. Die AfD bedient am besten das Bedürfnis der Männer, wieder Status und Macht selbstverständlich für sich zu reklamieren. Und der Heldenmythos, mit dem sich Männer wie Höcke umgeben, spielt natürlich auch eine Rolle.

Wie erklären Sie als Psychologin die Radikalisierung, die wir bei einzelnen Personen sehen, aber auch im gesellschaftlichen Prozess?

Radikalisierung hat ja etwas mit Normenverschiebung zu tun, und die betreibt die AfD systematisch und sehr effektiv. Es werden Dinge legitimiert, die gesagt oder getan werden dürfen, die früher sanktioniert worden wären. Das kann man als Radikalisierung bezeichnen oder als Verschiebung des politischen Koordinatensystems. Was man heute als rechts bezeichnet, wäre früher noch rechtsradikal gewesen.

Positionen wie die von Alfred Dregger oder Manfred Kanther gehörten früher selbstverständlich zur CDU.

Stimmt, es gab diese CDU-Politiker nah an der rechten Wand, Strauß gehörte ja auch dazu. Aber es war keine Bewegung, wie das heute der Fall ist. Die AfD wird von einer rechten Bewegung getragen, zu der Pegida, die Identitären, die Ein-Prozent-Bewegung gehören. Politik materialisiert sich ja, wenn sie die Massen ergreift. Und diese rechte Massenbewegung, die gab es damals nicht. Zudem ist zentral, dass die Äußerung von rechtsradikalen Meinungen in vielen Kreisen heute als legitim gilt. Dass rechte Politik hoffähig geworden ist. Und dass rechtsintellektuelles Gedankengut die Gesellschaft zunehmend durchdringt. Und das würde ich auf jeden Fall als Radikalisierung bezeichnen. Da muss man gegenhalten.

Eva Walther



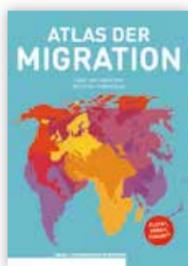
Jahrgang 1964, ist Professorin für Psychologie und leitet die Abteilung Sozialpsychologie an der Universität Trier. Gemeinsam mit Simon D. Isemann hat sie das Buch „Die AfD – psychologisch betrachtet“ herausgegeben.



Eva Walther, Simon D. Isemann: „Die AfD – psychologisch betrachtet.“ Springer Verlag, Heidelberg 2019, 252 Seiten, 39,99 Euro

Anzeige

**ROSA LUXEMBURG STIFTUNG
AUF DER FRANKFURTER BUCHMESSE**



Florian Weis, Johanna Bussemer, Christian Jakob, Wenke Christoph, Stefanie Kron, Dorit Riethmüller, Franziska Albrecht (Hrsg.)

**ATLAS DER MIGRATION
Daten und Fakten über Menschen
in Bewegung**

50 Seiten, Broschur, Juni 2019

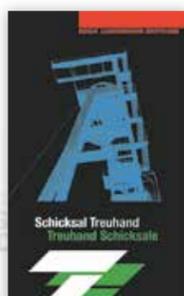
Download und Bestellung **DEUTSCH**
www.rosalux.de/publikation/id/40425

Download und Bestellung **ENGLISCH**
www.rosalux.de/en/publication/id/40425

**SCHICKSAL TREUHAND -
TREUHAND-SCHICKSALE**

Das Begleitbuch zur Ausstellung
der Rosa-Luxemburg-Stiftung
120 Seiten, Broschur, August 2019
ISBN 978-3-948250-04-1

Download:
www.rosalux.de/publikation/id/40866



Besuchen Sie
uns am Stand der
Rosa-Luxemburg-Stiftung
Halle 3.1/G50
auf der Frankfurter
Buchmesse!

Messeveranstaltungen: Samstag, 19.10.19
www.rosalux.de/news/id/41036

Die eigenen Leute

Steffen Mau und Ilko-Sascha Kowalczyk beleuchten ihre ostdeutsche Herkunft und gehen der Frage nach, wie aus dem Momentum des Aufbruchs ein Gefühl des Scheiterns werden konnte

Von Anja Maier

Als vor kurzem Sigmund Jähn starb, entbrannte medial eine hitzige Debatte darüber, ob der erste Deutsche im All und einstige Generalmajor der Nationalen Volksarmee überhaupt zum Helden taue. Im Ostberliner Roten Rathaus war gerade erst das Kondolenzbuch für den – fast ausschließlich im Osten prominenten – Verstorbenen ausgelegt, da schrottete der Historiker Ilko-Sascha Kowalczyk mit einem grimmigen Text im *Tagesspiegel* das zart erblühende Wirgefühl.

„Sigmund Jähn verkörperte das DDR-System“, schrieb Kowalczyk. Deshalb taue der – als Person zweifellos bescheidene, als propagandistische Erzählfolie jedoch stets zu Diensten gewesene – Mann nicht zum Vorbild. Im Gegenteil, Jähn sollte vielmehr „als Anschauungsbeispiel dafür dienen, dass sympathische, leise, bescheidene Menschen trotzdem eine menschenverachtende, laute, gewaltvolle Diktatur stützen und verteidigen können“.

Es war ein klassischer Kowalczyk-Text: meinungsstark, pointiert, faktengeprägt. Dieser publizistische Angang, das Politische stets auch persönlich zu spiegeln und zu brechen, eignet in diesem Wendeherbst-Jahr gleich zwei aktuellen Sachbüchern. Mit „Die Übernahme. Wie Ostdeutschland Teil der Bundesrepublik wurde“ zieht Ilko-Sascha Kowalczyk eine sehr lesenswerte Bilanz, was in diesen Wendejahren tatsächlich passiert ist. Und er geht der Frage nach, auf welche Weise sich der Osten bis heute vom Westen unterscheidet und warum zwischen Suhl und Saßnitz Populisten und Extremisten so erfolgreich sein können.

In zwölf Kapiteln schreitet Kowalczyk die Bereiche des Umbruchs ab: vom „Letzten Jahr der DDR“ über „Die soziale Katastrophe“ Anfang der Neunziger, den Eliten austausch, die Abwanderung bis hin zum „unverstandenen Osten“. Er schmeichelt niemandem, leistet sich widersprüchliche Haltungen und Gefühle und unterlegt das Behauptete mit unzähligen Fakten.

Das zweite Buch kommt von dem Rostocker Steffen Mau. In „Lütten Klein“ beschreibt der Soziologe das „Leben in der ostdeutschen Transformationsgesellschaft“. Der 50-jährige begnügt sich nicht mit der ja im Grunde hinlänglich bekannten Geschichte des Mauerfalls und der



Lütten Klein, 1976, kein Arbeiterschließfach, sondern modernes Wohnkonzept? Foto: Frank Sorge/CARO/ullstein bild

Schilderung jener Umbrüche, Einschnitte und Verletzungen, die den Ostdeutschen mittlerweile als „Lebensleistung“ in Rechnung gestellt werden und die ihnen das Gefühl vermitteln mögen, sie hätten damals, 1990, schon die richtige Entscheidung getroffen. Nein, Mau zieht das Bild deutlich größer.

„Die Bilanz der Einheit“, schreibt er gleich zu Beginn, „ist nicht nur durchwachsen, sie ist auch widersprüchlich. Selbst Individuen wirken oft innerlich gespalten, wenn man sie auffordert, ihre persönliche Situation zu schildern – manch einer entpuppt sich gar als frustrierter Zufriedener oder als glücklicher Enttäuschter.“

Ebenso wenig, das stellt er klar, wolle er sich an jenem Schulterklopfen beteiligen, „dem sich alle Jubeljahre die Führungskräfte dieses Landes hingeben und dabei übersehen, dass viele Probleme in Ostdeutschland nicht nur Erblasten des Staatssozialismus sind, sondern im

Man hat die Namen dieser als Unorte begriffenen Städte im Ohr

Zuge der Vereinigung und Transformation reproduziert, verstärkt oder gar hergestellt wurden.“ Wäre der umstrittene Sigmund Jähn nicht vor Erscheinen von „Lütten Klein“ verstorben, läge die Idee nahe, auch Mau unternehme hier den Versuch, die Widersprüchlichkeit des realsozialistischen Menschen an dessen Person zu erklären.

Die DDR, darauf besteht Mau und das belegt er auch, war demnach nicht nur ein repressives Land, dessen BürgerInnen am Ende dieses 40 Jahre währenden Sozialismusprojekts mehrheitlich in nischenbasierte Lethargie verfallen waren. Politische Teilhabe war bis zum Ok-

tober 1989 weder erwünscht noch führte sie zu Veränderungen. Aber die DDR war eben auch für jene, die dort gelebt haben, eine Gesellschaft weitgehender Unterschiedslosigkeit.

Das Gleichsein wurde dann nach dem Fall der Mauer sozial, kulturell und marktwirtschaftlich in sein glattes Gegenteil gedreht. Der Osten – in dem der Bezirksparteisekretär neben der Krankenschwester wohnte, der hauptamtliche Stasi-Mitarbeiter im selben Haus wie der Pfarrer – sei durch die deutsche Einheit zu einer „fraktionierten Gesellschaft“ geworden. Leute, die erfahren hatten, dass Geld nicht die entscheidende Rolle spielt in ihrem Leben, waren plötzlich angehalten, sich als fitte Marktteilnehmer zu verstehen.

Der ganze historische Vorgang war zugleich verstärkt von unzähligen Endpunkten, ökonomischen und damit immer auch persönlichen Niederlagen. Treuhand, Ma-

nagement-Buy-out, Übernahmen – man kennt die Geschichten. Aber will man sie noch hören? Ist es nicht mal gut langsam? Nein, ist es nicht. Mau erklärt, warum das Vergangene nicht vergehen kann, solange es in eine gesplante Gesellschaft führt.

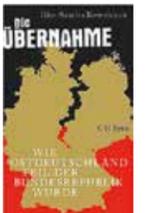
Der Ort, an dem Steffen Mau sein Stück DDR erfahren hat, heißt Lütten Klein. Das Neubauviertel in Rostock ist ein betongewordenes Zeugnis dieser Idee von Gleichheit und Fürsorge durch einen Staat, von dem seine Gründer gehofft hatten, jeder und jede würde sich ihm anvertrauen wollen. Lütten Klein ist eine jener am Reißbrett entworfenen Idealstädte, in denen Arbeit und Leben der sozialistischen Menschengemeinschaft ihren Platz finden sollten. 26.000 Menschen lebten dort, heute sind es noch 17.000.

Man hat die Namen dieser mittlerweile mitunter als Unorte begriffenen Städte im Ohr: Hoyerswerda, Eisenhüttenstadt, Schwedt an der Oder, Halle-Neustadt. Es sind heute Gegenden, die mit ihrem harten Image zu kämpfen haben – Mau verwarft sich ausdrücklich gegen abfällige Bezeichnungen wie Platte, Fickzelle, Arbeiterschließfach. Zu ihrer Zeit waren die Neubaugebiete gelebte Moderne für arbeitende Menschen mit Kindern und Interessen. Heute werden dort die sozialen Ränder vermutet – was nicht zwangsläufig stimmt. Schon gar nicht in einer Stadt am Meer wie Rostock.

Mau ist in Lütten Klein zur Schule gegangen, er hat dort seine Kindheit und Jugend verbracht, in den achtziger Jahren nahm ihn ein Freund mit zu einem Gottesdienst, den ein gewisser Joachim Gauck abhielt. Und als die Zeiten unruhig wurden, schob Mau als NVA-Soldat Wache vor der Kaserne in Schwerin. Mittlerweile ist er Professor an der Humboldt-Universität in Berlin.

Auch Ilko-Sascha Kowalczyk hat es beruflich geschafft. Geboren 1967 in Ostberlin, gehört er jener Generation an, die durch das Ende der DDR tatsächlich befreit worden sind. Viele in den sechziger Jahren geborene Ostdeutsche sind Nutznießer dieser historisch einmaligen Situation. Sie sind es auch, die authentisch Kunde tun können vom Gewesenen und Erfahrenen.

Auch wenn sich drei Jahrzehnte danach manche Erinnerung verschoben, verdunkelt oder vergoldet haben mag – diese Gesellschaft muss eine respektable sein, die kluge Köpfe wie Mau und Kowalczyk nicht nur hervorgebracht, sondern auch zum Erzählen ermächtigt hat.



Ilko-Sascha Kowalczyk: „Die Übernahme. Wie Ostdeutschland Teil der Bundesrepublik wurde“. C. H. Beck, München 2019, 319 Seiten, 16,95 Euro



Steffen Mau: „Lütten Klein. Leben in der ostdeutschen Transformationsgesellschaft“. Suhrkamp Verlag, Berlin 2019, 284 Seiten, 22 Euro

Anzeige

Die soziologische Gewaltforschung stagniert, neue Forschungsimpulse sind gefragt. Denn: Gewalt ist erklärungsbedürftig!

Die Autoren plädieren für prozessuale Erklärungen von Gewalt, die nicht nach dem »Warum« fragen, sondern dem »Wie« auf den Grund gehen.

Geb. | 224 S. | € 22,- | ISBN 978-3-86854-335-3
Auch als E-Book erhältlich

Leseprobe und Bestellung:
hamburger-edition.de

Hamburger Edition 25 Jahre

Verlag des Hamburger Instituts für Sozialforschung

Deutscher Verlagspreis 19

Radikale Utopien für das digitale Zeitalter

»Wir sind der Markt kommt genau zum richtigen Zeitpunkt.«
Jaron Lanier und Vitalik Buterin

»Es ist nichts anderes als ein Leitfaden, wie man die liberale Demokratie schützen kann.«
Financial Times

wbg Wissen Bildung Gemeinschaft

wbg-wissenverbindet.de

Schlag ins Gesicht

David Wallace-Wells beschreibt die Hölle, die der Klimawandel hinterlassen wird. Bernd Ulrich versucht zu skizzieren, was der Klimawandel in unseren Köpfen auslösen sollte, und will den Weg zu einer radikal anderen, ökologischen Politik weisen

Von **Stefan Reinecke**

Seit knapp 30 Jahren wissen wir, dass CO₂ das Klima radikal verändert. Bei Konferenzen wurden Verträge geschlossen, es wurden Ziele fixiert, Wind- und Solaranlagen installiert, und für Moral Empfängliche fliegen seitdem mit ein bisschen schlechtem Gewissen in Urlaub. Die Hälfte des Kohlendioxids in der Atmosphäre, 820 Gigatonnen, wurde in die Luft gepustet, seit wir wissen, wohin all das führt. Die Erdbevölkerung ist so eng untereinander vernetzt wie nie zuvor, sie ist technisch so innovativ und wohl auch so aufgeklärt wie nie zuvor – und rennt sehenden Auge ins Verderben. Wir haben es mit einem schwindelerregenden Widerspruch zwischen Wissen und Handeln zu tun, der eine fundamentale Krise der Vernunft und Rationalität aufzeigt.

Den Wert von 820 Gigatonnen zielt der US-Journalist David Wallace-Wells in seinem Buch „Die unbewohnbare Erde“ Es könnte auch heißen: „I want you to panic“. Wallace-Wells kompiliert aus den gängigen wissenschaftlichen Szenarien die jeweils schlimmste Variante und führt ein Dante'sches Höllenszenario vor, in dem Südeuropa zur Wüste wird, die Alpen trocken wie der Atlas werden und weltweit die Strände im Meer verschwinden. Das ist ein legitimes Mittel der Aufklärung, weil die professionellen AutorInnen der Klimaprognosen dazu neigen, das Gegenteil zu tun – nämlich zu untertreiben, um ja nicht als Panikmacher zu gelten, die die gebotene wissenschaftliche Zurückhaltung grellen Effekten opfern.

Man weiß in etwa, welche Katastrophenszenarien drohen, wenn die globale Temperatur um 2 Grad steigt – noch beunruhigender ist, was man nicht weiß. Das Klima ist abhängig von so vielen komplexen Variablen, dass es sich präzisen Prognosen entzieht. Es kann unkalkulierbare Rückkopplungseffekte geben. Wenn der Permafrostboden auftaut und Unmengen Methan freigesetzt werden, können alle Bemühungen, den Klimawandel zu stoppen, Asche werden. Ähnliches gilt für die Erwärmung der Meere, die weniger Kohlendioxid binden etc.

Um nicht als erleuchteter Wanderprediger zu gelten, arbeitet Wallace-Wells mit einem bekann-



ten wirksamen Kniff: Er ist eigentlich gar kein Öko, der die Natur mehr liebt als seine Artgenossen, sondern ein All-American Boy, der gern Burger isst und mit dem Auto über den Highway brettert. Er hat einfach nur die Skizze, die die Wissenschaft vorlegt hat, ausgemalt. „Die unbewohnbare Erde“ ist mitunter redundant, der Ausflug in Kulturkritik und politische Theorie etwas zäh. Die Versuche, das monochrome Untergangsszenario durch mutmachende Appelle aufzuhellen, für einen US-Autor wohl unvermeidlich, unterfordern intellektuell. Doch ansonsten wirkt dieses Buch genau so, wie es wirken will: wie ein Schlag ins Gesicht.

Wie verändert das existenziell bedrohliche Auftauchen des Players Natur das politische Geschäft? Mit dem Klima kann man nicht verhandeln, schreibt der Zeit-Journalist Bernd Ulrich, und so etwas ist in der Politik nicht so recht vorgesehen. Das bundesdeutsche Mitte-Modell, das Merkel perfektionierte, kann pragmatisch auf Krisen reagieren, ist aber dafür unbrauchbar, eine Katastrophe, die noch

Der liberale Pragmatismus passt nicht zur Ethik des Klimawandels

kommt, in ihre politische Mechanik zu integrieren. Deshalb wird die Distanz zwischen dem, was nötig ist, und dem, was Konsenspolitik kann, immer größer.

„Alles wird anders“ will den Weg zu einer radikal anderen ökologischen Politik weisen. Es stimmt ja: Wir bräuchten jetzt sofort „weniger Öl, weniger Kohle, weniger Dünger, weniger Fleisch, weniger Fliegen“ (Ulrich) und bald den kompletten Ausstieg aus der fossilen Wirtschaft – und haben das Klimapaket. Je später der Ausstieg kommt, umso schwieriger wird er. Denn die Vorbehalte, die heute radikale Maßnahmen verhindern (nutzt der AfD, schadet der Exportindustrie, die üblichen Lobbygruppen rebellieren etc.) werden in 10, 20 Jahren noch heftiger sein.

Wenn es klimabedingt mehr Migration gibt, der Staat für durch Klimawandel verursachte Schäden zahlen muss und die Weltwirtschaft unter klimabedingten Krisen leidet, wird alles, was heute schwierig ist, noch schwieriger.

„Wenn der Methankreislauf in Gang kommt, dann herrscht auch in westlichen Demokratien nicht mehr Freiheit, sondern blanke Panik. Freiheit hat ein Verfallsdatum“, so Ulrich. Der liberale Pragmatismus, die Allzweckwaffe bundesrepublikanischer Politik, passt nicht zur Ethik des Klimawandels.

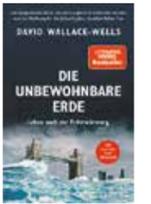
Nicht zufällig zählt die Kritik des Merkelismus zu den überzeugenden Passagen des Textes. Ulrich hat sich vom Merkel-Fan zum Kritiker gewandelt, der nun ein bisschen Öko und Atomausstieg für die mattgrüne Oberfläche hält, die für ein gutes Gewissen sorgen sollte. Die eigene Erleuchtung inklusive Veganismus als wegweisend zu inszenieren ist ein rhetorischer Beglaubigungskniff, allerdings kein so effektvoller wie der von Wallace-Wells. „Meine eigene späte Etablierung als Journalist verlief parallel

zur ersten zaghaften Ökologisierung der Republik.“ Solche Kurzschlüsse zwischen Biografie und Geschichte plus viel Ich sind vielleicht typisch für Journalismus, dem in digitalen Zeiten seine Bedeutung unsicher geworden ist.

„Alles wird anders“ ist eine Art langer Leitartikel, flott geschrieben, manchmal angemessen sarkastisch, aber ohne Tiefenbohrungen. Wenn die liberalen Demokratien im Westen trotz aufrüttelnder Greta-Ansprachen strukturell versagen, brauchen wir dann eine Expertendemokratie? Wie sähe die demokratisch akzeptabel aus?

Allzu nonchalant klingt das Resümee. Ob wir eine kulturelle Revolution in Richtung Verzicht brauchen oder ob es reicht, Markt und Kapitalismus zu dekarbonisieren, das weiß Ulrich irgendwie auch nicht. Dieses Achselzucken ist allzu lässig. Das politisch zentrale, theoretisch knifflige Problem beginnt erst danach. Gibt es Marktwirtschaft und Kapitalismus ohne Wachstumszwang? Und wie kommen wir dorthin, ohne dass die Gesellschaft kollabiert?

Brennender Regenwald am Amazonas. Andere Umweltkatastrophen laufen weniger sichtbar ab
Foto: Ricardo Beliel/Brazil Photos/LightRocket/Getty



David Wallace-Wells: „Die unbewohnbare Erde. Leben nach der Erderwärmung“. Aus dem Englischen von Elisabeth Schmalen. Ludwig Verlag, Kiel 2019, 336 Seiten, 18 Euro



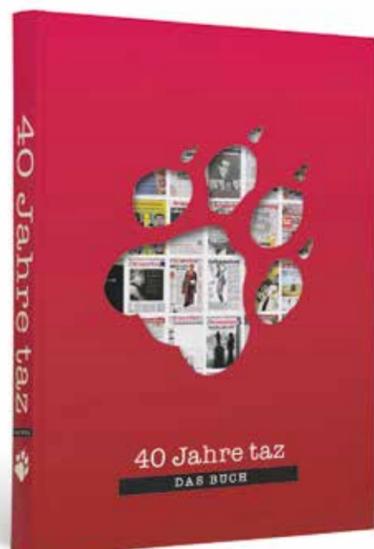
Bernd Ulrich: „Alles wird anders. Das Zeitalter der Ökologie“. Kiepenheuer und Witsch, Köln 2019, 224 Seiten, 16 Euro

Anzeige

taz abo

Weitere Prämien* unter taz.de/praemien
T (030) 25 90 25 90
abomail@taz.de

Aboprämie*: 40 Jahre taz Buch, während des „Deutschen Herbstes“ war die Zeit reif für eine Gegenstimme. Also wurde die taz gegründet, ohne Kapital und in Selbstverwaltung. Unser 40-Jahre-Buch ist voller Geschichte, Geschichten und außergewöhnlicher Titelblätter. Großformat, Hardcover gebunden, 400 Seiten.



Drei in einem Abo⁺

- + taz die tageszeitung – täglich unabhängiger Journalismus
- + taz am Wochenende – umfangreich, hintergründig, unterhaltsam
- + Le Monde diplomatique – internationale Politik, einmal im Monat

Abonnieren Sie mehr als eine Zeitung!

Entdecken Sie die Blogs auf taz.de, [taz gazete](http://taz.gazete), [taz bewegung](http://taz.bewegung), [taz mixtape](http://taz.mixtape).

Ein taz Abo kostet 52,90 €/Monat (Standardpreis) oder 64,90 €/Monat (Politischer Preis). Wer wenig hat zahlt unseren ermäßigten Preis von 33,90 €/Monat (leider ohne Prämie).

Die digitale taz in der App können Sie für nur 1€/Woche zubuchen!

*Eine Prämie erhalten Sie bei Bestellung eines unbefristeten Abos zum Standard oder Politischen Preis mit einer Mindestlaufzeit von einem Jahr, zzgl. Porto bei Versand ins Ausland.

Rosa Drachen und bewegte Abende

Ingvild Richardsen erzählt ein fast vergessenes Stück Emanzipationsgeschichte und porträtiert die glamourösen Schlüsselfiguren der Münchner Frauenbewegung des ausgehenden 19. Jahrhunderts: Künstlerinnen, die öffentlichkeitswirksam Stil und Sexualität verhandelten

Von Jenni Zylka

Ein Skandal in Form eines rosa Seepferdchens. Besser gesagt, eines Seegals; vielleicht sollte es gar einen Drachen darstellen, was da 1898 ornamental an der Hauswand des Münchner Fotoateliers Elvira verewigt wurde: In quatschbunten Farben hatte sich der Jugendstilarchitekt August Endell dem „Polypenrokoko“ hingegeben. Münchens gehobene Gesellschaft war fassungslos. Es heißt, die Bauarbeiter hätten sich während des Baus nicht in die umliegenden Kneipen getraut, aus Angst vor dem Spott der Anwohner*innen.

Dabei vollzog sich der eigentliche „Skandal“ eher innerhalb des Gebäudes: Das „Hof-Atelier Elvira“ wurde von Sophia Goudstikker und Anita Augspurg geführt, zwei Fotografinnen im Männerberuf. Zudem lebten sie in einer Partnerschaft. Zu-

dem trugen sie ihr Haar kurz. Zudem waren sie Schlüsselfiguren der Münchner Frauenbewegung des ausgehenden 19. Jahrhunderts. Ingvild Richardsens Spurensuche „Leidenschaftliche Herzen, feurige Seelen“ porträtiert diese Frauen und viele andere, deren Namen weit weniger im kollektiven (und feministischen) Bewusstsein verankert sind als ihre Nachfolgerinnen der zweiten Welle der Frauenbewegung Ende der 60er Jahre.

Denn es geht bei der über 100-jährigen Geschichte der „Women's Lib“ natürlich auch um Sichtbarmachen: Außer Material über Augspurg und Goudstikker hat die Autorin Dokumente, Briefe, Zeitungsartikel und Bücher über meist aus „gutem Hause“ stammende Frauenrechtskämpferinnen wie Carry Brachvogel, Gabriele Reuter und die Dramatikerin Elsa Bernstein ausgewertet.

Letztere schaffte im Jahr 1893 ein Novum: Ihr Theaterstück „Dämme-

rung“ wurde an der „Freien Bühne“ in Berlin zur Aufführung gebracht – ein modernes, dem Naturalismus verhaftetes Drama, das nicht etwa nur den Mann, sondern vor allem „die bürgerliche Frau“ als Gegner*in der „modernen“, nämlich emanzipierten Frau adressierte. Der bis heute hämisch als „Stutenbissigkeit“ bezeichnete Neid untereinander, die Unvereinbarkeit der freiwillig abhängigen „alten Frau“ und der „neuen Frau“ seien ein mindestens ebenso großes Problem wie die

Die Unvereinbarkeit der freiwillig abhängigen „alten Frau“ und der „neuen Frau“ sei ein mindestens genauso großes Problem

selbstverständliche Misogynie in der Mehrheitsgesellschaft.

Richardsen erzählt von den Freundschaften innerhalb des Münchner Zirkels, von der Besonderheit des Ortes – das Königreich hatte eine eigene Rechtsprechung – und davon, wie das politische Denken und Handeln der Beteiligten den Tenor der Umgebung aufnahm und beeinflusste, ebenso sämtliche „sozialen“ Bereiche zwischen Kindererziehung und Vereinsmeierei: Eine „Gesellschaft zur Förderung der geistigen Interessen der Frau“, zu der zeitweilig gar ein paar Männer gehörten (!) und deren Vorsitz Augspurg innehatte, wollte durch Diskussionen „die Ideen der Frauenbewegung in weite Kreise tragen“. Und durfte sich doch, wie damals alle bayerischen Frauenvereine, qua Gesetz nicht mit politischen Dingen befassen. Ein schwieriger Spagat – Frauenrechte sind Menschenrechte und damit politisch.

Es ging den Aktivistinnen, wie heute immer noch, um Bildung, Mitgestaltung und das Auflösen von Vorurteilen. Landesweit organisierten sie Diskussionen, unter anderem über das Thema „Kann die Frau philosophieren?“ – und Richardsen zitiert einen begeisterten 21-jährigen Thomas Mann, der den damals von Ilka Freudenberg gehaltenen Vortrag zusammenfasste: „Es war ein wild bewegter Abend, sogar ein Universitätsprofessor griff ein, und das Ergebnis war die sieghafte Bejahung der Frage, ob Frauen philosophieren können.“

Ingvild Richardsens Buch gibt einen umfassenden Überblick über die Jahre zwischen 1890 und der Machtübernahme der Nazis, deren „Frau an den Herd“-Politik zum Erliegen sämtlicher Aktivitäten führte. Der rosa Elvira-Drache auf grünem Grund wurde folgerichtig 1937 auf Geheiß Hitlers abgeschlagen.



Ingvild Richardsen: „Leidenschaftliche Herzen, feurige Seelen“. Wie Frauen die Welt veränderten“. S. Fischer, Frankfurt 2019, 368 S., 22 Euro

Das Selbstverständnis der Gesellschaft

Die deutsche Kolonialgeschichte kehrt ins Bewusstsein zurück. Was bedeutet das für das Selbstverständnis der Bundesrepublik und ihre Erinnerungskultur? Der Rassismuskritiker Mark Terkessidis stellt diese Fragen in seinem aktuellen Buch

Von Eva Berger

Die deutsche Kolonialgeschichte hat in der Erinnerungskultur der Bundesrepublik Deutschland lange Zeit kaum eine Rolle gespielt. Nicht nur nahm sich der überseeische Besitz des Deutschen Reichs im Vergleich zu dem imperialen Großmächten wie Großbritannien und Frankreich um einiges bescheidener aus und ging mit dem Vertrag von Versailles am Ende des Ersten Weltkriegs schon nach rund 35 Jahren verloren.

Vor allem aber hat Deutschland mit dem Völkermord an den europäischen Juden ein Verbrechen singular monströses Ausmaßes begangen, neben dem sich koloniale Schuldzusammenhänge wie Peanuts auszunehmen scheinen, auch wenn man beides nicht gegeneinander aufrechnen kann.

Nach langen Jahren des Verleugerns und Abwiegelns wurde so die Aufarbeitung der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft und das in zwischen weitgehend konsequenzlose Bekenntnis zur historischen Schuld und Verantwortung für diese Geschichte zum erinnerungspolitischen Kern des bundesrepublikanischen Selbstverständnisses, in dessen Schatten nur wenig Platz blieb für andere Unrechtserfahrungen.

Dass die deutsche koloniale und imperiale Geschichte seit einiger Zeit sichtbarer wird, verdankt sich nicht nur beharrlicher historischer Forschung und aktivistischen Initiativen von unten, sondern auch den angezettelten Debatten.

Sei es der Kampf um die Anerkennung des Völkermords an den Herero und Nama im heutigen Namibia, die

Auseinandersetzung um die Auslöschung kolonialherrlicher Straßennamen oder die Debatten um das Humboldt-Forum, dieses bemerkenswert missratene museale nationale Sinnstiftungsprojekt auf dem materiellen Rücken kolonialer Raubkunst und anders erworbener ethnografischer Artefakte – der Streit um koloniale und imperiale Machtzusammenhänge,

Vor allem aber hat Deutschland mit dem Völkermord an den europäischen Juden ein Verbrechen singular monströses Ausmaßes begangen

transnationale Verstrickungen und postkoloniale Erblasten wird im öffentlichen Geschichtsdiskurs vernehmbarer.

Doch auch die Gegenwart drückt auf unser historisches Selbstverständnis. Seit dem Jahr 2000 besitzen hier endlich auch Menschen mit Einwanderungsgeschichte Anspruch auf deutsche Staatsbürgerschaft und -rechte. Mit diesen Menschen, genauso wie mit denen, die hier Zuflucht suchen, wandert eine, die Republik in globale Konflikte verstrickende Vielheit an Vergangenheiten ein, die ebenfalls Berücksichtigung und Anerkennung in dem finden muss, was sich als erinnerungspolitischer Kitt dieser Gesellschaft bezeichnen ließe (im Sinne eines Streitraums unter Gleichberechtigten).

Was bedeutet das Lautwerden dieser (post)kolonialen Stimmen der Vergangenheit und Gegenwart? Wie muss ein Geschichtsbewusstsein beschaffen sein, in dem beide Stimmen Gehör finden? Aber auch: Was ist das spezifisch Deutsche des deutschen Kolonialismus und Imperialismus, wo sind wir überall gewesen, was haben wir dort im rassistischen Missionierungs- und Gewaltsinne angerichtet? Wie spiegelt sich dies in der bundesrepublikanischen Einwanderungsgeschichte der Gegenwart?

Aber auch: Was wird aus der Aufarbeitung des und Erinnerung an den Holocaust, wenn wir, wie schon Hannah Arendt 1951, seine Elemente und Ursprünge auch im imperialen Zeitalter und Bewusstsein verorten? Was, wenn wir den pangermanisch imprägnierten deutschen „Drang nach Osten/Lebensraum“ als großes koloniales und imperiales Projekt Deutschlands benennen und dafür im Jetzt Verantwortung übernehmen?

Es sind solche großen Themen, die der Journalist, Migrations- und Rassismuskritiker Mark Terkessidis in seinem neuen Buch, „Wessen Erinnerung zählt? Koloniale Vergangenheit und Rassismus heute“ auszuloten versucht. Als Historikerin würde man sich zwar mehr analytische Kühle und weniger anachronistische moralische Empörung wünschen.

Dennoch: Terkessidis ist ein streitbarer Denkanstoß gelungen, der zeigt, wie dringend es im Angesicht unserer Aktualität ist, dass wir endlich eine ernsthafte Debatte über die Frage führen, wie das historische Gedächtnis einer Gesellschaft beschaffen sein muss, die ihren Migrationshintergrund als Vordergrund anerkennt.



Mark Terkessidis: „Wessen Erinnerung zählt? Koloniale Vergangenheit und Rassismus heute“. Hoffmann und Campe, Hamburg 2019, 224 Seiten, 22 Euro

taz-Veranstaltungen

auf der Frankfurter Buchmesse

www.taz.de/buchmesse

Donnerstag, 17. Oktober

13 Uhr | Buchvorstellung
„Deutschland, ein Wirtschaftsmärchen. Warum es kein Wunder ist, dass wir reich geworden sind“
von Ulrike Herrmann; Westend Verlag
Moderation: Doris Akrap

Freitag, 18. Oktober

14 Uhr | taz-Streit
„Linke, Frauen, Queere, Ostdeutsche, Migranten, Arbeiterkinder ... – Hier noch jemand Opfer?“
Noch nie wurde so heftig über Ausgrenzung, Marginalisierung, Diskriminierung, Identität, Herkunft und Heimat diskutiert. In welche Sackgassen haben uns die Debatten über Identität gebracht und wie weit ist es noch bis zum Kommunismus (West)?
Es streiten:
Margarete Stokowski, Jan Feddersen, Julia Boek, Lin Hierse.
Moderation: Doris Akrap

Samstag, 19. Oktober

14 Uhr | Wahrheitklub
Öffentliche Vorstandssitzung unter dem Motto: „Die Wahrheit wickelt wilde Wikinger ein“ mit Verleihung des diesjährigen Jieper-Preises im Wahrheit-Unterbringwettbewerb.

Sonntag, 20. Oktober

14 Uhr | Buchvorstellung
„Angriff auf Europa. Die Internationale der Rechtspopulisten“
von Malene Gürgen, Patricia Hecht, Nina Horaczek, Christian Jakob, Sabine am Orde; Ch. Links Verlag
Moderation: Doris Akrap

Leseinsel der unabhängigen Verlage:

Halle 4.1, D 36

taz-Stand (direkt nebenan): Halle 4.1, D 28

Kritik und Appell eines Ungezähmten

Ein Schlüsselwerk der Queer Theory: Guy Hocquenghems „Das homosexuelle Begehren“

Von **Stefan Hochgesand**

Guy Hocquenghem nimmt uns mit ins Dampfbad und auch in den schwulen Sexpark. Bei ihm tragen die Kapitel Titel wie „Die Cruisingmaschine“ oder „Der signifikante Phallus und der sublimierte Anus“. Hocquenghem ist nix für schwache Nerven, er ist arschfixiert und anarchistisch.

Sein Erstlingswerk, den Klassiker „Das homosexuelle Begehren“ von 1972, haben nun zwei recht junge Männer, Jahrgang 1988 und 1989, erneut ins Deutsche übertragen, und sie könnten damit ein kleines Hocquenghem-Revival hier in Deutschland auslösen. In Frankreich und im Angelsächsischen gilt der Philosoph ja längst als einer der Vorreiter der Queer-Theorie; in Deutschland erschien besagtes Werk zwar schon verblüffend früh, nämlich 1974, bei Hanser sogar, verschwand dann aber schnell wieder aus dem hiesigen Diskurs.

Rückblickend eigentlich ein Rätsel. Einzig akzeptable Ausrede: Der Nachname ist für Menschen deutscher Zunge halt echt halbsprecherisch auszusprechen. Umso zugänglicher ist der Text an sich, denn Hocquenghem war definitiv keiner von den Philosophen, die die Welt nur interpretieren wollten – er wollte sie verändern.

1968, Linke, Heteronormativität

Entsprechend Elan-getragen, leidenschaftlich und auch aktivistisch ist sein Tonfall. Akademisch ist er gleichwohl auf der Höhe der Zeit, und so arbeitet er sich vor allem (außer an literarischen Homoklassikern von Robert Musil, Thomas Mann, Marcel Proust und Jean Genet) an dem seinerzeit erst wenige Monate zuvor erschienenen „Anti-Ödipus“ des Philosophen Gilles Deleuze und des Psychiaters Félix Guattari ab – die ihrerseits Freuds (bei Queers oft verhasste) Psychoanalyse gegen den Strich gebürstet hatten.

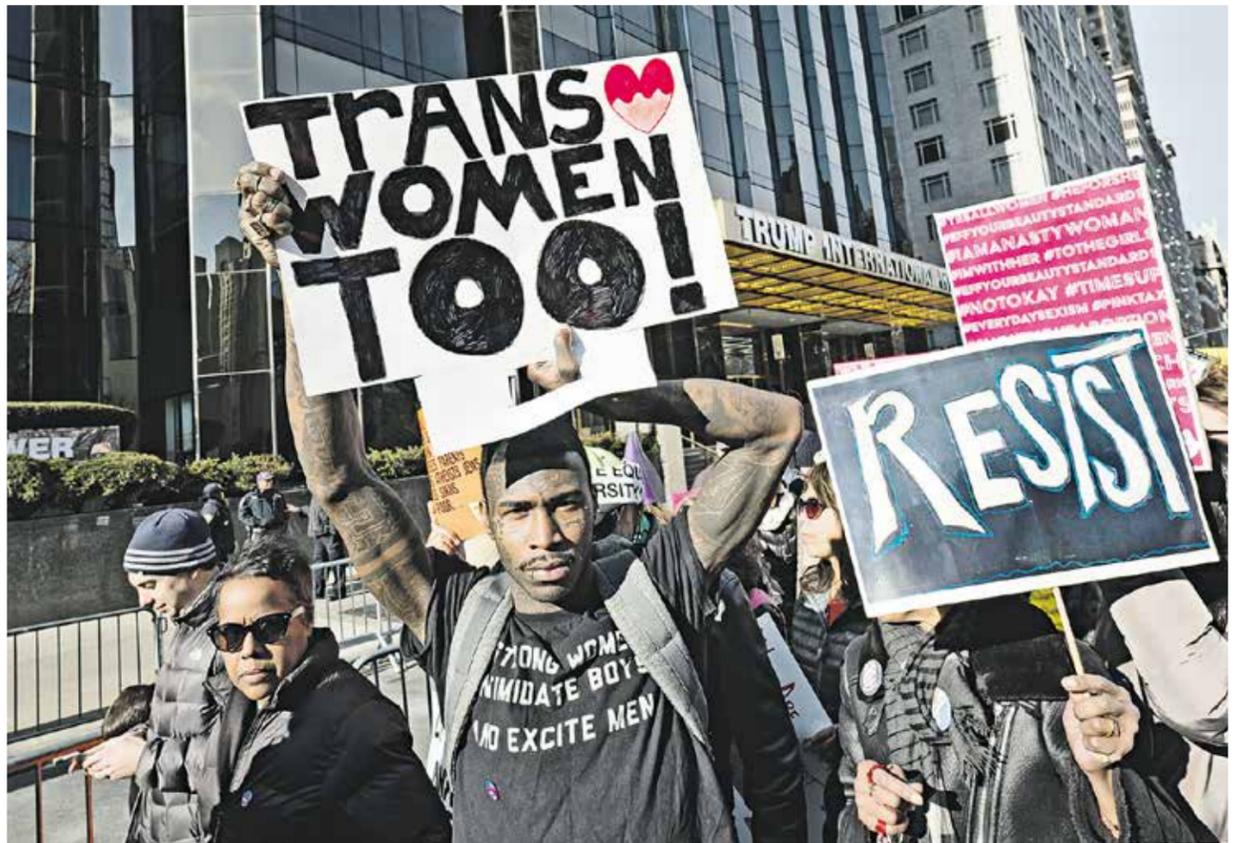
All dies noch dicht dran an den Mai-Revoluten, Paris 1968, man riecht das Tränengas geradezu. Mit vielen Linken kam er indes nicht auf einen Nenner, da Homophobie dort oft nur als Randproblem abgetan wurde. Doch die Lektüre ist nicht nur historisch lohnenswert, Guy Hocquenghem stellt Fragen, die auch gegenwärtig spannend sind, etwa ob die Bildung einer schwulen Identität zwar für den politischen Aktivismus hilfreich und vielleicht sogar notwendig ist, aber psychologisch eigentlich fragwürdig, da Begehren doch komplexer ist als konventionelle Sprechweisen darüber.

Hocquenghem konfrontiert einen auch mit dem Problem, dass sich Queers von der Gesellschaft zähmen, er sagt „sublimieren“, lassen, um ihr Verlangen der kapitalistischen Verwertungslogik und dem heteronormativen sozialen Zusammenhang in den Dienst zu stellen.

Das Nachwort der Übersetzer lässt aber dankenswerterweise auch nicht unerwähnt, dass Guy Hocquenghem, bevor er 1988 41-jährig an den Folgen von Aids starb, in späten Texten Fragwürdiges bis Indiskutables über die kindliche Sexualität, den Holocaust und den Dialog mit den neuen Rechten schrieb. Zeit, seine Standpunkte aufzuarbeiten und zu überprüfen. Dafür könnte dieses Buch allemal ein guter Anfang sein.



Guy Hocquenghem: „Das homosexuelle Begehren“. Aus d. Franz. v. L. Betzler und H. Branding, Nautilus, Hamburg 2019, 200 Seiten, 18 Euro



Women's March in den USA. Die Akteure und die Anliegen sind divers
Foto: Ira L. Black/Corbis/Getty Images

Yalla, Widerspenstige

Es gibt einen Trend im Sachbuch-Segment zum Autobiografisch-Identitätspolitischen. Ein kleiner Überblick

Von **Miryam Schellbach**

Als im Sommer 2016 Didier Eribons intime Klassenreflexionen unter dem Titel „Rückkehr nach Reims“ auf Deutsch erschienen, kam das für zahlreiche Rezensenten einer Einladung gleich, den eigenen Klassenhintergrund oder -aufstieg zu durchdenken und zum Gegenstand des öffentlichen Interesses zu erklären. Dies mündete schnell in einige thematisch ähnliche, zumeist autobiografische Publikationen mit soziologischem Vokabular, die den Begriff der Klasse neu belebten. Dass die neue Popularität gesellschaftskritischer Sachbücher für ein breites Publikum nicht unweigerlich zu einer neuen Agenda auf politischer Ebene führt, ist die eine Beobachtung.

Die andere ist, dass sich heute, drei Jahre später, von einem autobiografisch-identitätspolitischen Trend im Sachbuch-Segment sprechen lässt, einer Art verspätetem Eribon-Effekt. Wurde diese Tür mit der lange tabuisierten Frage nach Persistenz und Realität gesellschaftlicher Klassen aufgestoßen, so rücken in diesem Herbst weitere Subjektategorien in den Blick.

Identität ist der Ober- und Reizbegriff, unter dem sich diese Kategorien subsumieren lassen, die politische Diskussionen bestimmen oder sprengen und an deren Rändern einerseits Privilegien, andererseits Ausgrenzung und Ausschlüsse stehen: Klasse, aber auch Herkunft, Kultur, Hautfarbe oder der Glaube zählen dazu.

Der an der New York University lehrende Philosoph Kwame Anthony Appiah zeigt in seinem gerade übersetzten Buch „Identitäten. Die Fiktionen der Zugehörigkeit“ in einer weniger soziologischen als grundbegrifflichen Analyse und hilfreichen Sortierung, wie fluide und ungenau diese Kategorien werden, sollen sie auf Individuen scharfgestellt werden. Angesichts einer Kindheit auf mehreren Kontinenten sowie einer beruflichen Professionalisierung an diversen europäischen und amerikanischen Universitäten scheint ihm die Frage nach seinen Wurzeln wie das Relikt aus einer anderen Zeit.

Eine Erfahrung, die er zum Anlass nimmt, den eurozentrisch verengten Blick der Kontinentalphilosophie zu erweitern. Er zeigt, dass Subjekte in manchen afrikanischen und asiatischen Kulturen längst als mobile

und komplexe Nichteinheiten denkbar sind: Identitäten, die „sich entfalten wie eine Ziehharmonika mit ihren zahlreichen Spalten und Fältelungen“. Dass kategorielle Unterscheidungen dennoch unverzichtbar dafür sind, die Gesellschaft zu ordnen, soziale Kämpfe zu führen und so „unsere Freiheit schärfere Konturen“ zu verleihen, ist eine der überraschenden Schlussfolgerungen in diesem gelehrten und im Ton sympathisch-unterhaltensamen Buch. Kontrovers ist Appiahs harter Schlag gegen das Konzept der kulturellen Aneignung. Wenn alle kulturellen Praktiken und Objekte fluide sind, kann niemand ihren Besitz für sich reklamieren, ohne dabei dem „modernen Eigentumsregime“ anheimzufallen.

Eine intersektionale Verbindung von Alter und Herkunft betrachtet Johannes Nichelmann in „Nachwendekinder“, bei denen er anhand im Buch nacherzählter Interviews ein frappierendes Erinnerungsdefizit bemerkt, das die Frage aufwirft „warum wir Nachwendekinder zu wenig, bis gar nicht mit unseren Eltern über ihr Leben in der DDR sprechen“. Nichelmann

Spürbar ist auch das neu erwachte Interesse an der jungen Generation

rückt eine Nahtstelle in den Fokus, an der sich die Verletzlichkeit zeigt, die einer Transformationsgesellschaft auch über den Systemumbruch hinweg eigen ist. Die Nachgeborenen beurteilen ihre Eltern und deren vermeintliche Konformität anhand eines Wertesystems, das selbst erst aus der transformierten Gesellschaft hervorging. Die Eltern wiederum finden keine Sprache für ihre ambivalenten Erinnerungen.

Spürbar ist auch das neu erwachte Interesse an der jungen Generation. Mit dem Klimaprotest und Greta Thunberg trat sie selbstbewusst auf die Bühne der politischen Akteure, die, so beschreibt es Mareike Nieberding in ihrer Streitschrift „Verwende deine Jugend“, richtiggehend „jugendverdrossen“ ist. Die Parteien verlieren ihren Nachwuchs, Parteizugehörigkeit wird längst nicht mehr vererbt, und junge Politiker stecken entweder in den Jugendorganisationen fest oder kämpfen mit Legitimationsproble-

men. Empört über die Hindernisse, die jungen Erwachsenen mit Wunsch nach gesellschaftlicher Partizipation in den Weg gestellt werden, ruft Nieberding mit einem kreativen Fordeungskatalog die Politik dazu auf, die junge Generation ernst zu nehmen.

Wie es sich liest und anhört, wenn Empörung, unbedingter Wille zu gesellschaftlicher Partizipation und die Aneignung negativer Zuschreibungen aufeinander treffen, lässt sich bei Lady Bitch Ray nachvollziehen. Die Kunstfigur ist eine personifizierte An- und auch Enteignung intersektional ineinandergreifender stereotyper Aussagen über das Arbeiterkind mit türkischem Background, die Muslimin, die Alevitin, die Feministin, die Porn-Rapperin. Gezielt gesetzte Personenzentrierung mit Street Credibility fährt ihr gerade veröffentlichtes Manifest der Selbstermächtigung, „Yalla, Feminismus“, auf.

Das Buch ist eine an Vagina-Neologismen erinnernde wortgewaltige feministische Sezierung des Deutsch-Rap, des Islam sowie des Wissenschafts- und Unversitätsbetriebs, den Lady Bitch Ray alias Reyhan Şahin „Fuckademia“ nennt. Şahins große Geste und ihr hehres Anliegen sind sympathisch, funktionieren aber nur dann, wenn einen die enorme Ladung Egozentrismus, die sie als rhetorisches Element aus dem Rap übernimmt, nicht von den im Schatten der pornographischen Muskelschau stehenden Feinanalysen ablenkt.

Lässt man sich darauf ein, bergen ihre Gedanken eine kluge Semiotik des Kopftuchs (Şahin ist nebenbei auch promovierte Linguistin) genauso wie eine unterhaltsame Einführung in die Geschichte des Deutsch-Rap. Das widerspenstige Ich, das der Kollektivzuschreibung immer wieder von der Schippe springt, ist Lady Bitch Rays Programm.

Das Anliegen, zu zeigen, dass Identitäten stets zwischen Zugehörigen und Außenstehenden verhandelt werden, durchzieht alle diese neuen Kartografierungen des Identitätskontinents unserer Gesellschaften. Manche beschreiben explizit, andere lassen es beiläufig anklagen, welche enorme Anstrengung dahintersteht, in einer von Abwertung und Hierarchisierung geprägten Gemeinschaft kollektive Festschreibungen mit dem eigenen Ich abzugleichen. Unter welchen Bedingungen es sogar gelingen kann, spielerisch-subversiv mit ihnen umzugehen oder sich über sie zu erheben, bleibt eine offene Frage.

Kwame Anthony Appiah: „Identitäten. Die Fiktionen der Zugehörigkeit“. Aus d. Engl. v. M. Bischoff, Hanser, Berlin 2019, 336 Seiten, 24 Euro

Johannes Nichelmann: „Nachwendekinder“. Ullstein Verlag, Berlin 2019, 272 Seiten, 20 Euro

Mareike Nieberding: „Verwende deine Jugend. Ein politischer Aufruf“. Tropen Verlag, Stuttgart 2019, 108 Seiten, 12 Euro

Reyhan Şahin: „Yalla, Feminismus“. Tropen Verlag, Stuttgart 2019, 224 Seiten, 20 Euro

Anzeige

Der Mabuse-Verlag auf der Buchmesse



Corinna Leibig, Hans Hopf
Bin ich richtig?
Pubertätswegweiser für Jugendliche

126 Seiten, 19,95 Euro, 978-3-86321-420-3
Ein Wegweiser für Jugendliche, die voller Selbstzweifel sind und sich nicht trauen, darüber zu sprechen. Die häufigsten Fragen werden ausgesprochen, altersgerecht und mit psychologischen Erklärungen beantwortet und ansprechend illustriert.

Besuchen Sie uns in Halle 3.1, G 71.
Lesung: 16.10., 13:30 Uhr, Halle 4.1., G 71
www.mabuse-verlag.de



Vorkämpferin für ein Recht auf sexuelle Selbstbestimmung und Unternehmerin auf dem Feld der „Ehehygiene“: Beate Uhse ist mehr als Schmuddelshop – sie ist ein Stück bundesdeutsche Geschichte. Katrin Rönicke hat ihr eine Biografie gewidmet



Beate Uhse auf der Kühlerhaube – sie eröffnete den ersten Sexshop der Welt
Foto: Hentschel/ullstein bild

Die gewiefte Unzüchtige

Von Edith Kresta

Die Beate-Uhse-Story, das ist wechselvolle deutsche Geschichte, Einblick in die gesellschaftlichen Veränderungen der Bundesrepublik und die Erzählung von einer spannenden, selbstbewussten Frau. Googelt man heute Beate Uhse, so landet man auf der Website eines schlichten Internetanbieters für Sexspielzeug und Reizwäsche. „Schön, dass Du Dich für den Beate Uhse Shop entschieden hast. Hier bist Du absolut richtig, wenn Du nach Accessoires für Deinen sexy Lifestyle suchst.“

Dabei war Beate Uhse, deren Namen der austauschbare Onlinevertrieb heute trägt, eine der größten deutschen Unternehmerinnen der Nachkriegszeit. Eine Pionierin, Kämpferin, Pragmatikerin. Naturistin und Sportkanone. Und eine Frau, die sich „lieber mit Männern umgab“.

So zumindest beschreibt sie Katrin Rönicke in ihrer sehr lesenswerten Biografie „Beate Uhse – ein Le-

ben gegen Tabus“. Die Journalistin und Bloggerin Rönicke bezieht sich vor allem auf Gespräche mit Zeitzeugen, auf die Autobiografie der Beate Uhse und auf das Buch von

Zu jeder Bestellung packte sie Kondome, manchmal einen Brief. Aktive Kundenpflege

Elizabeth Heineman, „Before Porn Was Legal“, eine Auseinandersetzung mit dem Sexgeschäft in der verklemmten Bundesrepublik.

Die 1919 geborene und in Ostpreußen aufgewachsene Beate wurde „offen und liberal“ erzogen. Sie besuchte reformpädagogische Schulen. Sowohl der Vater als auch die Mutter – die schon damals als

Ärztin arbeitete – „hatten Großes mit ihr vor“. An der Fliegerschule in Berlin-Rangsdorf wurde Beate zur Pilotin ausgebildet, ihr drängender Berufswunsch. Später flog sie im Zweiten Weltkrieg Kampfflugzeuge, Aufklärer, Jagdbomber. In ihrer Autobiografie aus dem Jahr 1989 vermerkt sie dazu: „Der totale Krieg verwandelte auch mich in einen Soldaten.“ Soldatische Disziplin ist ein Schlüsselwort ihres Erfolgs. Sie hat sie ihr ganzes Leben bewahrt. Mit 75 Jahren machte sie etwa noch ihren Tauchschein.

1951 gründet Beate Uhse das erste deutsche Versandhaus für Sexartikel. Die damals alleinerziehende Mutter versuchte schon seit Ende der 1940er Jahre, im Erotikversandgeschäft ihr Leben zu fristen. Ein waghalsiges Unterfangen im sehr prüden Nachkriegsdeutschland. Aber Beate, geborene Köstlin, verwitwete Uhse setzte sich mit ihrem Gespür für die Bedürfnisse der Zeit und ihrem Geschäftssinn durch.

Auf der Suche nach Möglichkeiten, nach dem Krieg Geld zu ver-

dienen, klärte sie zunächst Frauen über Verhütungsmethoden auf. Ihr Credo: „den Sexualtrieb von der Zeugung scharf zu trennen“. Sie sprach sich für ein Recht auf sexuelle Selbstbestimmung aus. Ihre Aufklärungskampagne in der „Schrift X“ bewarb sie mit 10.000 Postwurfsendungen, Bestellschein inklusive.

Die Verhütungsmethode Knaus Ogino wurde so in deutschen Haushalten entdeckt, und Beate Uhse hatte eine Marktlücke besetzt. Zu jeder Bestellung packte sie Kondome, manchmal einen Brief. Der Briefkontakt war wichtig, es war aktive Kundenpflege. Später beriet die Unternehmerin ihre Kundinnen persönlich per Post, etwa auf die Frage, wie sie mit fremdgehenden Ehemännern umgehen können. Zehn Jahre nach der Erstveröffentlichung der „Schrift X“ hatte Beate Uhse 200.000 Kunden.

Am 17. Dezember 1962 eröffnete Beate Uhse, inzwischen verheiratete Rotermund, den ersten Sexshop der Welt – mitten in Flensburg.

Uhse lebte dort ein bürgerliches Leben mit Ehemann und Kindern. Der nüchterne Name „Fachgeschäft für Ehehygiene“ sollte die Themen Sex und Erotik salonfähig machen.

Die Sittengesetze der Adenauer-Regierung und der Hüter der öffentlichen Sittlichkeit, der katholische Volkswartbund, warfen ihr immer wieder „Unzucht“ vor. In zahlreichen Verfahren wegen Verstoß gegen das sittliche Empfinden und die Einstellung der Gesellschaft zur Sexualität stand Uhse vor Gericht. Beate ließ sich nicht beirren. Zum Ende ihres Lebens gab es in beinahe jeder deutschen Groß- und Kleinstadt Filialen ihrer Geschäftskette.

Sie war Tabubrecherin, Aufklärerin, und vor allem eine gewiefte Unternehmerin. Sie stand an vorderster Front im Ringen um eine neue Haltung der Gesellschaft zur Sexualität und schließlich ganz vorn bei der Vermarktung der Erotik und des weiblichen Körpers in der Pornoindustrie. Sie starb 2001 mit 81 Jahren an den Folgen einer Lungentzündung.



Katrin Rönicke: „Beate Uhse. Ein Leben gegen Tabus“. Residenz Verlag, Salzburg 2019, 208 Seiten, 22 Euro.



Jetzt bestellen*
oder als
Abopremie sichern

EDITION • LE MONDE *diplomatique*

Knapp und umkämpft

Großstädte wie São Paulo oder Kapstadt standen schon kurz vor dem „Day Zero“ – dem Tag, an dem kein Wasser mehr aus dem Hahn kommt. Und Europa erlebt im Zuge der Klimakrise zwei Dürresommer in Folge. Wie geht's weiter mit dem Element, das zum Luxusgut zu werden droht?

Ein Heft über die wichtigste Ressource der Welt, mit Beiträgen von Annette Jensen, Niels Kadritzke, Manfred Kriener, Elizabeth Rush und vielen anderen (112 Seiten, broschiert).

* 8,50 € · versandkostenfrei im Inland ·

shop@taz.de · T (030) 259 02 - 138 oder als Prämie für ein Zeitungssabo von Le Monde diplomatique unter

monde-diplomatique.de

In der Nacht ist man freier

Pornograf, Chronist, Spitzel und Frauenverehrer: Rétif de la Bretonne ist das seltene Glück eines manisch produktiven Chronisten, der uns mitnimmt in die Pariser Nächte in Zeiten der Großen Revolution

Von Tania Martini

Sadismus kennt jeder. Aber wer kennt den Retifismus? De Sade und Rétif – zwei Männer des 18. Jahrhunderts, sogenannte Pornografen, zwei, die synonym für die Geschichte der Libertinage stehen. Wer Libertinage sagt, sagt auch Unterwerfung oder wenigstens Abweichung, und so wundert es kaum, dass ihre Namen sich im Register sexueller Abweichungen, also psychologischer Pathologisierungen, finden. Retifismus ist der Schuhfetischismus und meint nicht so ein bisschen Fetischismus im Sinne von zu viel Schuhware im Schrank, sondern: der Schuh als Stimulus.

Da geht es um Dreck, Erektionsfähigkeit, Krankheit und Devianz und dafür steht Nicolas Edmonde Rétif de la Bretonne Pate (1734–1806), der zu seiner Zeit in ganz Europa prominent war, im 20. Jahrhundert von den Surrealisten als „Rousseau der Gosse“ verehrt wurde, aber im Gegensatz zum Marquis de Sade (1740–1814) eigentlich vergessen ist.

De Sade und Rétif waren Widersacher, so wie Rousseau und Voltaire vielleicht. Beide haben sie das Abseitige, Schmutzige und Lustvolle gesucht und bearbeitet, wobei Rétif im Vergleich zum entgrenzteren Marquis als reformorientierter Realist, manches Mal gar als naiver Moralist gelten kann. Des Marquis Spott war ihm stets sicher. Rétif schrieb gegen de Sades Gewaltpornografie seine „Anti-Justine“. Sexualität oder Erotik, Entgrenzung oder Anbetung – ein Abgleich patriarchaler Selbstbilder zwischen Eros und Thanatos.

Als Rétif, Sohn eines Großbauern aus der Nähe von Auxerre, 1755 nach Paris geht, „O Vater! Da möchte ich wohnen, mein Leben lang“, gibt es circa dreißigtausend Prostituierte in der Stadt. Vertreibung und Gewalt, der sie ausgesetzt waren, und die sich ausbreitende Syphilis bringen Rétif dazu, die Schrift „Der Pornograph“ zu verfassen, ein Vorschlag zur Unterbringung der Prostituierten in staatlich verwalteten Bordellen. Über die gegensätzliche Interpretation dieser Staatsbordelle

als „subersive Architektur“ einerseits oder abschottende Architektur und Disziplinartechnologie, die gelehrige Körper produzieren soll, andererseits, hat der Theoretiker Paul Preciado einen wunderbaren Text geschrieben.

Daneben schreibt Rétif eine mehrbändige Sammlung von Frauengeschichten mit dem skurrilen Titel „Zeitgenossinnen – Französinnen – Pariserinnen“, zudem einen vierbändigen Briefroman über einen vom Land, der die Gefahren des Pariser Lebens kennenlernt. Dann verfasst er nach dem Vorbild der generationsprägenden „Bekenntnisse“ Jean-Jacques Rousseaus seine Autobiografie „Monsieur Nicholas oder Das enthüllte Menschenherz“, bevor er sich 1786 an die Niederschrift von „Die Nächte von Paris“ macht.

Ein mehr als dreitausendseitiges Werk in 14 Bänden, für das er 20 Jahre lang das nächtliche Paris durchstreifte, beobachtete, consu-

So viel Anstand ist im Spiel, dass viel Sex stattgefunden haben muss

mierte, dokumentierte, ein Vorläufer des Flaneurs und dennoch ganz anders, radikaler.

Im Galiani Verlag liegt nun eine Auswahl der Rétif'schen Nächte vor, ausgewählt und eingeleitet von Reinhard Kaiser. Sie dokumentieren Rétifs Streifzüge und Interventionen in den Jahren der Französischen Revolution bis zur Hinrichtung Marie-Antoinettes. „Die Nächte von Paris“ sind ein wertvolles Stück Sozial-, Alltags- und Sexualgeschichte und zeigen wunderbar, wie die Körper, die Gesundheit und die Bevölkerung Teil des politischen Diskurses des 18. Jahrhunderts werden, den Michel Foucault als neue Regierungskunst analysiert hat, als „Biopolitik“, die nicht mehr vornehmlich tötet, son-

dern sich um eine *hygiène publique* kümmert.

Rétif kehrt das Strukturprinzip aus „1001 Nacht“ um. Empfänger der Geschichten ist nicht ein neokolonialischer Tyrann, sondern eine schwermütige Marquise. Der nächtliche Erzähler kehrt jeden Morgen bei ihr in der Rue Payenne ein, um unter Aufsicht einiger Kammerzofen durch ein Gitter in der Wand wie in einem Beichtstuhl Erotisches, Abtrünniges und Seltsames aus der Nacht zu berichten. Aus einer parallelen Welt, die wie ein Raum des Wahrhaftigen wirkt.

Rétif, der sich in der Rolle des unschuldigen Frauenverehrer gefällig, gabelt immer wieder Straßenmädchen auf, übergibt sie dem Schutz der Marquise. Eine Schutzpatronin, so viel Anstand ist im Spiel, dass in Wirklichkeit wohl viel Sex stattgefunden haben muss. „Ich liebe die Nacht. In ihr fühle ich mich freier als am Tag. Alles gehört mir während der Nacht“, schreibt Rétif. Dabei hat er nicht weniger im Sinn als „die Sitten einer Nation“ darzustellen, er, der sich als einzig wahrer Kenner des Volkes wähnt. Schurken, Diebe, Vergewaltiger, Prostituierte, Lumpensammler, Spieler, Einsame, Rétif sucht sie alle auf,

notiert manisch die Ereignisse, die sich überstürzen. Der Brand der Pariser Oper, das Gemetzel eines Algeriers an Bord eines Schleppkahns, die Medizinstudenten, die die Leichen klauen, aber auch die Sturzbäche in den Straßen nach dem Regen, der Gestank, die vielen Hunde, er schreibt alles auf.

Er verkehrt im Palais Royal, wo sich auch der radikale, republikanische Club „Cercle Sociale“ trifft. Rétif aber ist ein Einzelgänger, er beklagt das Sündenbabel, besucht aber dennoch die Séparées des Palais. Unklar, ob er für die vor- und nachrevolutionäre Geheimpolizei spitzelt, das wurde zumindest immer wieder vermutet, belegt ist es nicht.

Fesselnd sind seine Erzählungen aus den unmittelbaren Revolutionswirren. Die Brutalität und die Hinrichtungen, die „in Paris alltäglicher als der Regen im Winter“ werden, bestürzen ihn. Am 14. Juli 1789 macht er sich auf zur Bastille: „Nachdem ich die Arkaden des Rathauses hinter mir gelassen habe, stoße ich auf eine Horde Kannibalen. Einer von ihnen – ich sah es – machte dieses schauerhafte Wort wahr. Er trug auf der Spitze seines Säbels die blutigen Eingeweide des

Volkszorns vor sich her, und dieses schaurige Gebilde entsetzte niemanden!“ Und: „Alle sprachen nur noch von Umbringen.“

Politisch wandelt er sich in den „Nächten“ vom gemäßigten Girondisten zum Anhänger der Bergpartei. Mehr um der Zensur zu entgehen denn aus Überzeugung, vor allem weil er seit der Verhaftung eines Freundes um sein Leben fürchtet. Einige Stellen seiner Chronik ändert er nachträglich, nach dem Tod Marats verfasst er gar ein politisches Glaubensbekenntnis zur Bergpartei. Die Revolution, das ist vielleicht sein ehrlichstes Fazit, ist richtig, aber die falschen Leute machen sie. Ihn beschäftigt die Frage, warum der Mensch die Menschlichkeit so leicht verliert. Die Aristokratie hält er für dekadent, die Bourgeoisie nicht minder, den Klerus verachtet und das Proletariat fürchtet er.

Wie er selbst geriet auch in Vergessenheit, dass der Begriff Kommunismus bei ihm zum ersten Mal auftaucht. Rétif schlägt um 1796 den „communisme“ zur Rettung des menschlichen Niedertacht zerbürstenden Gemeinwesens vor. Sein Impetus ist ein irgendwie naiver, auch reaktionärer und wie vieles bei ihm voller Widersprüche.



„Unter all unseren Literaten bin ich vielleicht der Einzige, der das Volk kennt.“ Rétif (1734–1806) mit Eule auf dem Hut, Frontispiz zu seinem Buch „Die Nächte von Paris“ Foto: Roger-Viollet/ullstein bild

Rétif de la Bretonne: „Die Nächte von Paris“. Herausgegeben und übersetzt von Reinhard Kaiser, Galiani Verlag, Berlin 2019, 528 Seiten, 28 Euro

Anzeige

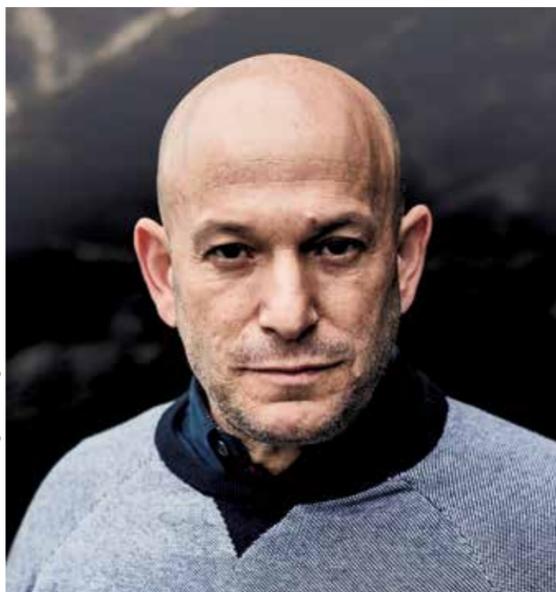


Foto: Lukas Lienhard / © Diogenes Verlag

Spoilern verboten!

Dror Mishani Drei

Drei Frauen und ein Mann, den sie am besten nie kennengelernt hätten. Das Buch, über das alle sprechen.

»Spannend, weil höchst raffiniert gebaut, literarisch anspruchsvoll, spielerisch souverän die Möglichkeiten des Genres auslotend.«

Carsten Hueck/Deutschlandfunk Kultur, Berlin

Buchtrailer und Leseprobe auf diogenes.ch/drei

Diogenes



Dror Mishani
Drei

Roman · Diogenes

Auch als eBook und Hörbuch

Von **Anina Ritscher**

Nach einer langen und unergiebigem Internetsuche nach einem Zimmer in Berlin, stieß der Student B.* schließlich auf die Webseite „House of Nations“. Er zog aus seinem Heimatland hierher, um an der TU zu studieren. Wenige Klicks, eine Überweisung – und B. hatte ein Zimmer in einem Wohnheim an der Alfred-Jung-Straße in Lichtenberg gebucht. Nur: Er bezahlt dafür fast dreimal so viel wie Studierende in öffentlichen Wohnheimen. Jetzt würde B. gerne ausziehen. Seinen Namen und seine Herkunft möchte der Student nicht veröffentlichen, aus Angst, dass er dann aus dem Wohnheim geworfen wird.

Wie B. geht es vielen: Besonders internationale Studierende, die neu nach Berlin ziehen, sind vom unübersichtlichen Wohnungsmarkt überfordert. Die Warteliste für Wohnheimzimmer des Studierendenwerks sind lang, ein privates WG-Zimmer ohne Besichtigung zu mieten, ist riskant, und viele haben keine Bekannten in Berlin.

An dieser Notlage setzt die gemeinnützige Bürgermeister-Reuter-Stiftung an: Unter dem Namen „House of Nations“ vermietet sie möblierte Einzimmerwohnungen in Wohnheimen an Student*innen und Praktikant*innen. Über ein Onlineportal können Zimmer auch aus der Ferne reserviert werden.

Insgesamt gehören der Stiftung neun Wohnheime in Berlin. Das billigste Zimmer ist 14 Quadratmeter groß und für 391 Euro warm zu haben. In der Keithestraße in Charlottenburg liegen die Mieten für ein Appartement zwischen 552 und 583 Euro. Am teuersten sind die 19-Quadratmeter-Appartements im frisch eröffneten Wohnheim in der Alfred-Jung-Straße 12 für 685 Euro. B. bezahlt für sein 21-Quadratmeter-Zimmer 635 Euro – ein Bett, ein Tisch, eine Lampe, ein Regal, ein Badezimmer und eine kleine Küche mit Ausstattung, Waschen und Fernsehen sind nicht in der Miete inbegriffen. Wer kürzer als sechs Monate mietet, bezahlt noch mehr, so wie ein ehemaliger Bewohner, der während seines vierteljährigen Praktikums 695 Euro monatlich zahlte. Auf der Webseite von House of Nations ist von „angemessenen Preisen“ die Rede.

Laut einer Studie des Deutschen Studentenwerks von 2016 verfügen Studierende, die nicht bei ihren Eltern wohnen, in Berlin über rund 1.000 Euro im Monat. Im Schnitt bezahlen sie 400



„House of Nations“-Studentenwohnheim in Lichtenberg (rechts)
Foto: Sebastian Wells/Ostkreuz

Studiwohnen steuerbegünstigt

Die traditionsreiche gemeinnützige Bürgermeister-Reuter-Stiftung vermietet Einzimmerwohnungen an Studierende. Die Mieten sind trotz der Steuerbegünstigung hoch: Sie orientieren sich am freien Wohnungsmarkt

Euro und damit 32 Prozent ihres Einkommens für die Miete, wie eine Studie des Instituts der deutschen Wirtschaft aus dem Jahr 2019 zeigt. Wohnheimzimmer des Studierendenwerks kosten durchschnittlich 241 Euro. Für ein Zimmer bei „House of Nations“ müssen Studierende bis zu 70 Prozent ihres Einkommens aufwenden.

Die Bürgermeister-Reuter-Stiftung ist gemeinnützig und somit steuerbegünstigt. Die Mietpreise bei House of Nations orientieren sich aber am freien Berliner Wohnungsmarkt. Und liegen selbst da im oberen Preissegment, wie eine Auswertung des Projekts Mietenswatch zeigt: Vergleichbare möblierte Einzimmerwohnungen in Fennpfuhl, wo auch B. wohnt, kosten rund 6 Euro weniger pro Quadratmeter als die Wohnungen im Wohnheim.

Die traditionsreiche Stiftung wurde 1953 vom damaligen Regierenden Bürgermeister Berlins, Ernst Reuter (SPD), gegründet, um Geflüchteten aus der sowjetischen Besatzungszone zu helfen. Bis heute sitzen in Vorstand und Aufsichtsrat

„Wir sind immer voll und haben sogar Wartelisten“

Stiftungssprecher
Heiko Zademach

bekannte Persönlichkeiten aus der Berliner Politik, etwa Frank Bielka, ehemaliges Vorstandsmitglied der Degewo, die ehemalige Senatsausländerbeauftragte Barbara John (CDU), die jetzt als Ombudsfrau für die Opfer des Nationalsozialistischen

Untergrunds aktiv ist, oder Detlef Dzembritzki, ehemaliger Bundestagsabgeordneter der SPD. Seit der Gründung hat die Stiftung den gemeinnützigen Zweck verschoben, von der Hilfe für Geflüchtete auf die Unterbringung von Student*innen.

Hochpreisige Wohnheime als gemeinnütziger Zweck – was widersprüchlich klingt, ist juristisch zulässig, wie Rainer Hüttemann, Professor für Steuerrecht an der Uni Bonn, erklärt: „Die Förderung der Studentenhilfe zählt ebenso wie die Unterstützung wirtschaftlich bedürftiger Personen zu den gemeinnützigen Zwecken. Deshalb werden Studentenwohnheime im Gesetz ausdrücklich als Beispiel für steuerbegünstigte Betriebe genannt.“ Die Preise der Wohnungen spielen dabei keine Rolle, müssen sich aber an den Selbstkosten der Stiftung ori-

entieren. Gewinne müssen in die Stiftung zurückfließen und wieder für gemeinnützige Zwecke eingesetzt werden. Dass die Stiftung mit der Arwon GmbH, die Immobilien verwaltet und zwei Hotels führt, zudem noch ein profitorientiertes Unternehmen führt, sei auch normal: Sie dürfe Vermögen anlegen, um den Stiftungsbetrieb aufrecht zu erhalten. Auch da gelte: Die Einnahmen müssen gemeinnützigen Zwecken zugute kommen – zum Beispiel dem Bau von weiteren Studentenwohnheimen.

„Wie jedes Unternehmen müssen auch wir wachsen“, sagt der Sprecher der Stiftung, Heiko Zademach, auf Anfrage. Das die Stiftung gemeinnützig ist, heiße nicht, dass sie aus Idealismus handele. Die Mieten erscheinen Zademach nicht zu hoch für Studierende: „Wir sind immer voll und haben sogar Wartelisten“,

sagt er. Außerdem biete man besonderen Service, wie zum Beispiel den 24-Stunden-Concierge.

Doch der Service wird offenbar nicht von allen geschätzt. In den Kommentaren auf der Facebook-Seite der Stiftung schreibt jemand: „Teuer, dreckig und schlechter Service“, ein anderer: „Die Leute von der Administration sind unfreundlich und helfen kaum. Die Internetverbindung funktionierte fast nie.“ B. erzählt, dass er vom Concierge ermahnt worden sei, nach 22 Uhr keinen Alkohol im Zimmer zu trinken. Ein ehemaliger Bewohner berichtet, nach 22 Uhr dürfe nicht laut geredet werden. Zademach hat von solchen Regeln keine Kenntnis.

Student B. verdient sich Geld für die teure Miete mit Nebenjobs zum Studium. „Ich würde gerne ausziehen“, sagt er, „aber ich habe keine Alternative.“

Plutonia Plarre betrachtet im Botanischen Garten die Folgen des Klimawandels

„Eigentlich weiß doch jeder, was zu tun ist“

Die Blätter der morgenländischen Platane haben sich schon verfärbt. Die Zerr-Eiche, noch sattgrün, wirft ihre Früchte ab – glänzende grünbraune Eicheln, die in stacheligen Fruchtbechern stecken. Nicht nur im Arboretum des Botanischen Gartens wird es Herbst. 14 Hektar groß ist dieser Teil des Gartens. 1.800 Baum- und Straucharten gibt es dort aus den unterschiedlichsten Regionen der Erde. Kräftig und gesund sehen sie aus. Anders als die Berliner Straßenbäume, denen die Trockenheit der letzten zwei Jahre stark zugesetzt hat, sind die Pflanzen im Arboretum regelmäßig gegossen worden.

Die Botanikerin Elke Zippel, eine schlanke Frau, die blonden Haare zum Knoten gebunden, leitet hier die Saatgutbank für gefährdete Wildpflanzen. Fragt man sie nach den Auswirkungen des Klimawandels auf die heimische Flora, hört man zunächst einen Vortrag über „die Hauptgründe“ für das dra-

matische Artensterben: die intensive Land-, Forst- und Energiewirtschaft, etwa das Verschwinden buntblühender Wiesen und kleinräumiger Strukturen mit Hecken und Säumen entlang der Felder, ersetzt durch eine industrialisierte Landwirtschaft, Überdüngung und Massentierhaltung.

Natürlich spielten auch trockene, warme Jahre, die in unserer Region häufiger würden, eine Rolle, sagt Zippel, und bleibt vor dem Moor-Biotop stehen. Das Sumpf-Blutauge wächst in einem gesunden Moor, das Wollgras und weit über 100 Arten mehr. „Die Berliner Moore sind im Verschwinden begriffen“, sagt Zippel. „Die Wasserversorgung ist gestört.“ Auch bei den Kesselmooren im Grunewald sei das so. Das liege zum einen am Wasserbedarf der Großstadt, zum zweiten am mangelnden Niederschlag. „Irgendwann ist der Punkt gekommen, dass Moore ihr Feuchtigkeitsdefizit nicht mehr ausgleichen können.“

Aber es gibt auch Pflanzenarten, die vom Klimawandel profitieren. Die Botanikerin deutet auf einen Sandhügel, auf dem Düenschwingel und Blaue Kammschmiede wachsen. Beide sind auf sogenannten Trockenrasen an den Hängen der Havel oder dem Heiligensee zu finden. Die Pflanzen der Berliner Trockenrasen, freut sich Zippel, hätten in den trockenen Jahren keinen Schaden genommen.

„Nicht alles ist immer gleich dramatisch“, sagt Zippel. Auch bei gesellschaftlichen Diskussionen über das Artensterben wünscht sie sich manchmal ein bisschen mehr Differenzierungsvermögen. „Eigentlich weiß doch jeder, was zu tun ist“, das Auto stehen lassen, nicht mehr fliegen, Energie sparen, bewusster konsumieren. Die Insektenhotels auf den Balkons änderten an der Gesamtsituation wenig – außer, dass man einen Zugang zur Natur bekomme. „Man muss an die Ursachen ran.“

Anzeige



Eine linke Geschichte

Neufassung des Kultstücks über die Studentenbewegung von 1966 bis 1980



18.10., 19.10. | 19.30 Uhr

Tickets & Infos: 030-39 74 74-77 (auch online)

GRIPS

HANSAPLATZ grips-theater.de



Regenerierende Rebell*innen

Extinction Rebellion beendet die Protestwoche. Kleinere Aktionen soll es aber auch weiterhin geben

Von **Jonas Wahmkow**

Im Klimacamp unweit des Kanzler*innenamts herrscht Abreisesstimmung. Aktivist*innen verladen Tische und Bänke auf einen Pritschenwagen; die meisten Zelte sind schon abgebaut. In Grüppchen sitzen Rebell*innen neben ihren gepackten Sachen auf der Wiese. Offiziell ist die Aktionswoche der Klimabewegung Extinction Rebellion vorbei. Doch ein Teil der Aktivist*innen will auch in den kommenden Tagen weitere Aktionen starten. Auf Blockaden soll dabei aber verzichtet werden.

„Es war ein Auf und Ab der Gefühle“, sagt Jonas Wintermantel zurückblickend auf die Aktionswoche, „bisher hatten wir kaum Zeit, das Erlebte zu verarbeiten.“ Der 25-jährige Politikwissenschaftsstudent ist aus Münster mit seiner Extinction-Rebellion-Ortsgruppe angereist. „Unsere Gruppe ist extrem zusammengewachsen“, so Wintermantel. Die Erfahrungen werde man zurück in die Ortsgruppe nehmen. Für ihn und viele andere Rebell*innen war es die erste politische Aktion in dieser Form.

Vergangene Woche hatte die Klimabewegung zentrale Verkehrsknotenpunkte in der Stadt tagelang blockiert, um die Politik zu entschiedenerem Handeln gegen die Klimakrise aufzufordern. Viele Aktivist*innen, die von außerhalb angereist sind, übernachteten im Klimacamp. Das Camp umfasste zeitweise bis zu 700 Zelte. Neben Essen und Toiletten gab es dort Workshopangebote und sogar einen Safe-Space inklusive Therapeutin.

Die nächsten Schritte? Erstmal nach Hause fahren, das Medienecho auswerten und sich schließlich in die „Regeneration“ begeben, erklärt Aktivist Wintermantel. Eine „regenerative Kultur“ ist eins der Grundprinzipien der Bewegung. Aktivist*innen sollen auf sich und aufeinander achten, um seelische und körperliche Überlastung zu vermeiden. Für viele bedeutet das jetzt, erst mal eine kurze Pause von der Rebellion zu nehmen.

Auf Blockaden wird verzichtet

Ein Teil will aber auch diese Woche weitermachen. Etwa hundert Meter entfernt auf der Reichstagswiese beratschlagen die verbliebenen Aktivist*innen im Plenum, wie es weitergehen soll. Keine einfache Aufgabe, denn mit dem Camp hat sich auch das Organisationsteam in die Regeneration verabschiedet. So müssen Schlafplätze für die über hundert Aktivist*innen von außerhalb gefunden sowie neue Teams für Presse- und Polizeikontakt, Awareness und Logistik gebildet werden.

„Der Konsens ist erst mal, auf Blockaden zu verzichten“, berichtet Rafael Eichner, ein Teilnehmer des Plenums. Man wolle den Berliner*innen nicht zu viel zumuten und sich stattdessen auf „Flashmobs und Kunstaktionen“ konzentrieren. In einer internen Chatgruppe wird ebenfalls von Blockaden abgeraten: „Die mediale Aufmerksamkeit steht nicht mehr in einem ausgewogenen Verhältnis zu den möglichen Repressionskosten“, heißt es dort. Selbst wenn es also erst mal ein wenig ruhiger wird in Berlin, die nächsten Massenaktionen kommen bestimmt. „Die Woche war ein guter Probelauf für das, was noch kommen wird“, so Wintermantel.

Buchvorstellung und Podium

Globale (Un)Ordnung

Seit der Krise von 2008 wächst ein neuer Typ der Globalisierung: aus alten Wohlfahrtsversprechen ist eine Welt der globalen (Un)Ordnung und der rechten Revolte geworden.

Darüber diskutieren Autor*innen und Herausgeber*innen des „ABC der globalen (Un)Ordnung“:

Claudia von Braunnmühl, Mitherausgeberin
Birgit Mahnkopf, Prof. i.R. für Europäische Gesellschaftspolitik

Jochen Steinhilber, Friedrich-Ebert-Stiftung

Christian Jakob, taz Redaktion

Moderation: **Wilhelm Vogelpohl**, taz Werbung

Eine Kooperation von taz, Friedrich-Ebert-Stiftung und VSA-Verlag

taz kantine

Dienstag, 15. Oktober 2019, 19.30 Uhr, Eintritt frei
Friedrichstraße 21, 10969 Berlin-Kreuzberg

Die Diesela ist nicht mehr da

Montag früh ließ die Bahn den im September besetzten Wagenplatz in Marzahn räumen – mit Hubschraubereinsatz und 250 Polizisten

Von **Darius Ossami**

Es war bereits die sechste Räumungsaufforderung, doch diesmal machte die Deutsche Bahn ernst: Am Montagmorgen um kurz nach 9 Uhr rückte die Polizei mit einem Großaufgebot von rund 250 Beamten in der Straße Zur alten Börse in Marzahn an, um den am 20. September besetzten Wagenplatz Diesela zu räumen. Technische Einheiten und sogar ein Hubschrauber wurden aufgeboden, um dann gerade mal neun Personen vorübergehend festzunehmen.

Am Vormittag stehen Polizist*innen in der Sonne, der Einsatz verlief anscheinend gewaltlos. Der Pressesprecher der Polizei erklärt die hohe Zahl der eingesetzten Polizist*innen mit dem großen Gelände und „Unwägbarkeiten“. Die Besetzer*innen sitzen noch in den Polizeifahrzeugen, sie sollen erkennungsdienstlich behandelt und dann entlassen werden. Einige ihrer Fahrzeuge werden mit Sattelschleppern abtransportiert.

Auf der anderen Straßenseite haben sich eine Handvoll Unterstützer*innen eingefunden, auch der Grüne Stefan Zil-

ler ist da. Er sitzt für den Bezirk Marzahn im Abgeordnetenhaus und hatte sich in der Vergangenheit für Verhandlungen über eine Nutzung des Platzes eingesetzt. Die weitläufige Brachfläche hinter dem S-Bahnhof Friedrichsfelde Ost gehört der Bahn und ist seit Jahrzehnten ungenutzt. Da auf dem Gelände Hochspannungsmasten stehen, dürfen dort keine Wohnhäuser errichtet werden.

Ein idealer Ort also für einen Wagenplatz und ein kulturelles Zentrum, fanden die Besetzer*innen, als sie sich am 20. September dort niederließen und Verhandlungen forderten. Unterstützung fanden sie in der Lokalpolitik: Regina Kittler, stellvertretende Vorsitzende der Linksfraktion im Abgeordnetenhaus, forderte die Bahn in einem offenen Brief auf, die Verhandlungen aufzunehmen; Politiker*innen von Grünen und SPD schlossen sich dem an. Ein benachbartes Werkstättenkollektiv meldete ebenfalls Interesse an einer gemeinsamen Nutzung an.

Doch der Bahnkonzern, immerhin größter Immobilienbesitzer in Deutschland, ließ sich auf Gespräche oder die geforder-

ten Verhandlungen nicht ein. Alexander Kaczmarek, Konzernbevollmächtigter der Bahn für das Land Berlin, bezeichnete die Besetzung als nicht hinnehmbar. Kaczmarek, ehemaliger verkehrspolitischer Sprecher der Berliner CDU-Fraktion, erwiderte den Politiker*innen, sie sollten sich dafür einsetzen, dass die Besetzer*innen das Gelände „freiwillig“ verlassen. „Das Grundstück wird teilweise als Baustellen-Einrichtungsfläche für die Errichtung eines elektronischen Stellwerks genutzt“, teilte ein Bahnsprecher mit. Die Bahn sei „jederzeit“ für Nutzungsüberlegungen offen, „sicherlich aber nicht im Rahmen einer rechtswidrigen Besetzung“.

Noch am Samstag hatten sich die Besetzer*innen demonstrativ gelassen gezeigt. In der Herbstsonne wurde auf dem Platz gewerkelt, im Küchenwagen gab es Burritos. Sie hofften darauf, dass die Unterstützung aus Nachbarschaft und Lokalpolitik die Bahn doch noch an den Verhandlungstisch bringen würde. Stattdessen erstattete diese Anzeige wegen Hausfriedensbruchs und schickte die Polizei.

Der Wagenplatz in Marzahn Ende September vor der Räumung
Foto: Florian Boillot/Ruby Images



Brandenburg 6.300 wählen SPD-Parteivorsitz

Nach dem Ende der Vorstellersrunde in 23 Regionalkonferenzen können in Brandenburg knapp 6.300 SPD-Mitglieder über den neuen Parteivorsitz abstimmen. Knapp 44 Prozent der Mitglieder hätten sich gegen die Briefwahl entschieden und für die Onlineabstimmung registriert, sagte Generalsekretär Erik Stohn am Montag. Dies senke die Kosten für die Mitgliederbefragung und ermögliche es, dieses Instrument häufiger anzuwenden zu können. Sechs Teams stehen bis zum 25. Oktober zur Wahl. Aus Brandenburg tritt die SPD-Politikerin Klara Geywitz gemeinsam mit Bundesfinanzminister Olaf Scholz (SPD) als Kandidatenpaar an. Regierungschef Dietmar Woidke (SPD) zeigte sich am Montag überzeugt, dass die Kandidatenkur seine Partei stärken werde. „Ich bin sicher, dass die Mitglieder die neue Führungsspitze unterstützen werden“, sagte er. „Eben weil sie in einem basisdemokratischen Prozess zustande kommt.“ (dpa)

Kunstauktion 28.000 Euro für Geflüchtete

Die 24. Kunstauktion der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz (EKBO) zugunsten von Migranten- und Flüchtlingsprojekten hat am Wochenende 28.000 Euro erbracht. Allein die Auktion vom Sonntag in der Berliner Heilig-Kreuz-Kirche habe 22.000 Euro eingespielt, sagte eine Sprecherin am Montag. Unter den Hammer kamen 112 Werke darunter Arbeiten von Kani Alavi, Elvira Bach, Max Beckmann, aber auch von jungen Künstlern wie Christian Awe, Judith Crawford, Christin Lutze und Mirjam Siefert. Weitere rund 450 Werke wurden am Samstag und Sonntag im Galerieverkauf angeboten. Dieser erbrachte den Angaben zufolge 6.000 Euro. Der Gesamterlös kommt traditionell Projekten für Flüchtlinge und Migranten zugute, die von der Landeskirche getragen oder gefördert werden. (epd)

Nach 35 Jahren auf die Straße

Im Haifischbecken droht Daniel die Zwangsräumung. Diese soll am Mittwoch verhindert werden

Die Hilferufe mehren sich: Ein Café hier, ein Buchladen da, ein Kindergarten oder gleich ein ganzes Mietshaus – überall in der Stadt fürchten MieterInnen und Gewerbetreibende um ihre Existenz. Sie werden hinausgetrieben, gekündigt, zwangsräumt. Und immer mehr von ihnen wehren sich. Wir erzählen ihre Geschichten. Auch betroffen? haifischbecken@taz.de

Der kleine Fisch: Seit über 35 Jahren wohnt Daniel, der seinen Nachnamen nicht in der Zeitung lesen möchte, in seiner Wohnung in der Transvaalstraße 20 im Wedding. Jetzt steht er kurz vor der Zwangsräumung und damit vor der Obdachlosig-

keit. Am Mittwoch um sieben Uhr will die Gerichtsvollzieherin sein Türschloss austauschen lassen.

Als Daniel 1986 die Wohnung von seinem Bruder übernahm, zahlte er umgerechnet 58 Euro Miete. Bis 2005 wurde sie auf 205 Euro erhöht. „Das war also alles noch ganz human damals“, erzählt er. Doch dann wurden die alten Bleirohre nicht ausgetauscht, die Ofen gingen kaputt, ebenso die Toilettenspülung, Trinkwasser musste Daniel mit einem Kanister aus seinem Garten holen. Weil sich der Vermieter um nichts kümmerte, stellte Daniel seine Mietzahlungen ein. 2013 erkrankte er an einem seltenen Krebs, der möglicherweise

durch das Blei in den Rohren ausgelöst wurde. „Doch das zu beweisen ist schwer und teuer.“

2016 hing ein Zettel an seiner Tür: Seine Wohnung solle verkauft werden, er habe drei Wochen Zeit seine Wohnung zu verlassen. „Daraufhin bin ich natürlich nicht gegangen“, sagt Daniel. Der Vermieter wollte drei Jahre nicht bezahlte Miete zurückbekommen. Daniel, der Arbeitslosengeld II bekommt, verwies an das Jobcenter, das die hohen Kosten aber nicht zahlen wollte. Vor zwei Jahren wurde die Räumungsklage erhoben, eine Räumung im Mai konnte Daniel noch hinauszögern. Während in Frankreich im Oktober die Winterpause für Zwangsräumungen

beginnt, soll Daniel nun auf die Straße gesetzt werden.

Der große Fisch: Der Münchener Privateigentümer Dieter Zunker lässt sich nur selten im Haus blicken. Schon früher soll er ein Interesse daran gehabt haben, Nachbarn aus ihren Wohnungen zu bekommen. Daniel vermutet, dass seine Wohnung mit der seiner Nachbarn zusammengelegt und dann modernisiert und verkauft werden soll. „Das Übliche halt“, sagt er.

Wer frisst hier wen? Daniel kämpft – und das Bündnis Zwangsräumung verhindern mit ihm. Aufgerufen wird dazu, sich ab 6 Uhr der Gerichtsvollzieherin in den Weg zu stellen. Luise Land

WM der Bedeutungslosen

Die Schwimm-Weltcupserie war mal wieder in Berlin. Nur leider ist der Wettkampf komplett egal, wie zwei Olympioniken erklären. Die neue Liga eines Milliardärs ist viel lukrativer

Von Jannik Höntsch

Seit über 30 Jahren lädt der Schwimm-Weltverband (Fina) zu seinen Weltcups ein. Zwischen August und November wird die Serie jährlich an sieben Standorten weltweit ausgetragen. Dort soll sich die Weltspitze direkt zu Saisonbeginn miteinander messen. Den Gesamtsiegern winkt dabei ein Preisgeld von 2,5 Millionen Dollar. Doch selbst das lockt die Elite nur noch selten zu den Fina-Weltcups. Denn tatsächlich war beim Wettkampf in der Schwimm- und Sprunghalle an der Landsberger Allee kaum noch Schwimmprominenz vertreten.

Auch Andreas Wiesner, amtierender Deutsche Meister über die 200 Meter Rücken, fehlte im Wettkampfbecken. Verletzungsbedingt verfolgte der Wahl-Berliner das Geschehen von der Tribüne aus. Sein Fehlen sei aber trotz der wichtigen Olympiasaison kein Debakel, sagt er: „Der Weltcup ist kein entscheidender Wettkampf.“ Dass er fehle, habe auch keine weiteren Auswirkungen: „Das entscheidet nicht über die gesamte Saison.“ Die Weltcups liegen nämlich ganz am Anfang der Schwimm Saison. „Viele Mannschaften starten hier gar erst nicht, weil es ihnen zu früh ist“, erklärt der 25-Jährige das Fehlen auch anderer Spitzenschwimmer.

Viele der antretenden Athleten können sich bei den Weltcups zudem nicht für internationale Events, wie die Olympischen Spiele qualifizieren. Daher gelten die Wettkämpfe als vernachlässigbare Durchgangsstation. So sieht es auch Wiesners Teamkollegin Leonie Kullmann. „Wir haben uns nicht wirklich darauf vorbereitet“, sagt die Olympiateilnehmerin von Rio, „das ist eher ein Trainingswettkampf für uns.“

Priorität habe die erst im April stattfindende Qualifikation für die Olympischen Spiele im Juli 2020 in Tokyo. Zumindest der Zeitpunkt des Wettbewerbs komme der 20-Jährigen aber gelegen: „Es ist ein wichtiger Zwischenstopp. Hier können wir schauen, wo wir stehen und was wir noch verbessern müssen.“ Das Ziel sei zwar, so schnell wie möglich zu schwimmen, aber mit großartigen Leistungen habe sie zu diesem Zeitpunkt der Saison noch nicht gerechnet, resümiert die 200-Meter-Freistilspezialistin ihr Abschneiden (sechster Platz 200m und vierter Platz über 400m) beim Fina-Weltcup.

Laut ihrem Teamkollegen Wiesner laufen die Vorbereitungen auf die Weltcups sehr unterschiedlich ab. Seit Jahren würden den Gesamtsieg lediglich die gleichen Schwimmer unter sich ausmachen. „Die USA hält sich dabei meistens komplett raus. Auch die Japaner und die Australier mischen dabei nur teilweise mit“, erklärt er das Fehlen anderer Spitzenschwimmer.

Gut möglich ist es sogar, dass die Weltcupserie künftig sogar noch unbedeutender wird. Seit dieser Saison geht nämlich die neu gegründete International Swim League (ISL) in ihre erste Auflage. Das Konzept, finanziert und entworfen vom ukrainischen Milliardär Kostjantyn Hryhorjshyn, ist das erste kommerzialisierte Programm in der Schwimmwelt. In dieser Saison treten acht unabhängige und nur dafür gegründete Teams gegeneinander an. Dabei



„Eher ein Trainingswettkampf“, sagt Leonie Kullmann über den Heim-Weltcup Foto: Kleindl/Eibner-Pressefoto/imagio

sind bislang vier Teams in Europa beheimatet und vier Teams in den USA.

Diese neue Schwimm Liga ist für die Weltspitze schon jetzt interessanter. Denn in den individuellen Verträgen sind nicht nur hohe Preis-, sondern auch Antrittsgelder und sogar Rentenversicherungen verankert. Bei den Weltcups der Fina erhalten die Athleten lediglich Preisgelder: „Da muss man erst mal ein ganzes Cluster schwimmen, um das überhaupt finanziell lohnend zu gestalten“, sagt Wiesner. Zudem sei der Modus der ISL für neutrale Zuschauer interessanter und vor allem transparenter. So ist im Gegensatz zu den Weltcups nicht die Zeit der Schwimmer entscheidend, sondern ihre Platzierung. Anhand dessen werden dann Punkte an die Teams vergeben.

Die Teilnahme in der Schwimm Liga ist allerdings schwerer als bei den Weltcups. In der Fina-Serie habe man als Teil einer Nationalmannschaft

seinen Startplatz sicher. Das jeweilige Austragungsland verfügt unterdessen sogar über ein weiteres Kontingent an Startern. In der neuen ISL hingegen gibt es kein klares Qualifikationskriterium. Laut Wiesners Teamkollegin Kullmann gibt es dafür

Die neue Schwimm Liga ISL ist für die Weltspitze interessanter

mehrere Optionen: Einige Trainer oder Schwimmer bewerben sich wohl bei den Teams, gängiger sei aber ein anderes Verfahren, wie die 20-Jährige vermutet: „Ich glaube, dass die Teamverantwortlichen eher durch die Weltrangliste stöbern und sich die richtigen Leute raussuchen.“ Ein Blick auf die Teamlisten der ISL bestätigt das. Jedes Team konnte bisher mindestens einen Weltrekordhalter verpflichten.

Angeführt von Caeleb Dressel, Adam Peaty und Katy Ledecky schwimmen in der Liga mittlerweile die erfolgreichsten Athleten der Welt. „Es ist schon ein elitäres Feld“, sagt Wiesner zwar, „es ist aber ein Ansporn, sich dahin zu entwickeln.“ Mit unter anderem Marco Koch und Sarah Köhler haben auch deutsche Ausnahmeschwimmer den Sprung in verschiedene Teams geschafft. Beide sind deswegen auch trotz des Heim-Weltcups in Berlin nicht gestartet.

Derzeit befindet sich die ISL noch in ihrer Premiere. Für Wiesner und Kullmann ist es aber nur eine Frage der Zeit, ehe sie die alte Weltcupserie verdrängen wird. „Das Modell ist moderner, es ist spannender zum Zuschauen und passt besser in die Zeit“, findet Wiesner. Kullmann sagt, die mangelnde Sportförderung sei zwar auch durch die International Swim League nicht gänzlich gelöst – „Es ist aber ein Schritt in die richtige Richtung.“

Saleh fordert Sonderermittler

Opposition kritisiert Vorschlag des SPD-Fraktionschefs einer eigenen Ermittlungsstelle gegen rechte Gewalt

Raed Saleh plädiert für Sonderermittler auf Länderebene, um besser gegen rechte Gewalt und rechten Terror vorgehen zu können. „Ich glaube, dass wir uns im Kampf gegen Rechts besser organisieren müssen“, sagte der SPD-Fraktionschef im Abgeordnetenhaus. „Deshalb schlage ich vor, dass es in allen Bundesländern Sonderermittler im Kampf gegen Rechts geben soll und dass die Auseinandersetzung mit rechtsextremen und rechtsradikalen Strukturen damit auch ein Gesicht bekommt.“ Es brauche eine Null-Toleranz-Politik gegen „die rechten Hassprediger, die rechten Gewalttäter, die rechten Terroristen“. Berlin solle mit der Schaffung einer Sonderermittlerstelle vorangehen. Die Sonderermittler sollten den Innenbehörden zugeordnet sein und im ständigen Austausch miteinander stehen. Es brauche schnelle Kommunikationswege im Kampf gegen Rechts, so Saleh. Der Vorschlag provoziert bei der Opposition deutliche Kritik.

Ein schwer bewaffneter Rechtsextremist hatte am Mittwoch versucht, in die Synagoge in Halle einzudringen und die dort anwesenden Gläubigen zu attackieren. Nachdem das scheiterte, erschoss er zwei Menschen vor der Synagoge und in einem Döner-Imbiss. Am Wochenende gab es deutschlandweit Demonstrationen aus Solidarität mit den Opfern und aus Protest gegen Antisemitismus und Gewalt.

Grünen-Fraktionsvorsitzende Antje Kapek weist darauf hin, dass ihre Fraktion bereits im September eine ähnliche Idee unterbreitet und einen Sonderermittler für Berlin zur Aufklärung rechter Anschläge angeregt habe. „Herr Saleh hat unseren Vorschlag aufgegriffen, das begrüßen wir sehr“, sagte Kapek am Montag. Nach Halle sei es aber wichtig, noch weitergehende Konsequenzen zu ziehen. Es gebe in Berlin immer noch zu viele jüdische Einrichtungen, die nicht ausreichend geschützt seien. „Ich finde, dass wir das im Rahmen der Haushaltsberatungen jetzt berücksichtigen müssen, dass ein ausreichender Schutz gegen antisemitische Übergriffe überall und zu jeder Zeit gewährleistet sein muss.“

CDU: „Misstrauensvotum gegen Polizei“

Kritik kam von der Opposition: „Einzelne Personen nach politischer Vorgabe zur Strafverfolgung herauszupicken, ist nicht rechtsstaatlich“, erklärte der FDP-Innenpolitiker Marcel Luthe am Montag. „Recht muss überall gleichermaßen durchgesetzt werden, gegen rechts- wie linksextremistische Straftäter, Islamisten und jeden anderen Feind der freiheitlich-demokratischen Grundordnung.“ Nötig seien keine „Sonderstaatsanwälte“, sondern eine gut ausgestattete Staatsanwaltschaft, die ihre Aufgaben überall erfüllen könne.

CDU-Fraktionschef Burkard Dregger forderte vor diesem Hintergrund „eine Wende und Neubewertung der Sicherheitspolitik in unserer Stadt“. Salehs Forderung sei ein Misstrauensvotum gegen die Polizei, als würde sie nicht gegen rechte Gewalttäter ermitteln. „Wir halten das für falsch“, so Dregger. Vorschläge für Sonderermittler verfehlten das eigentliche Ziel. „Wir brauchen in Deutschland neben Polizei und Verfassungsschutz keine dritte Ermittlerebene, sondern wir müssen unsere Sicherheitsbehörden personell, technisch und rechtlich stärken, um den Schutz zu erhöhen.“ (dpa)

Anzeige

Nicoleta Esinencu
Abolirea familiei / Die Abschaffung der Familie

HAU Premiere / 15.+16.10., 18.+19.10. / HAU3
→ www.hebbel-am-ufer.de

berliner szenen

Giraffe
müsste
man sein

Immer, wenn es Herbst wird, muss ich Holunderbeeren einkochen. Das liegt wohl an meiner dörflichen Herkunft. Anders als Äpfel oder Pflaumen, die es ja in jedem Supermarkt gibt, kann man Holunderbeeren aber nicht kaufen, sondern muss sie selber pflücken. Das ist in Berlin gar nicht so einfach.

Mein Weg zur Arbeit führt an der Panke entlang. An dem Wedding Abschnitt des Radweges wachsen zahlreiche Holundersträucher. Perfekt. Allerdings geht es auch nie ohne Kontakt zu Anwohnern ab. Die häufigste Frage ist ein irritiertes „Was pflücken Sie denn da?“ (Na, Holunder) Dicht gefolgt von: „Das steht aber unter Naturschutz, oder?“ (Tut es nicht). Kinder fragen oft, ob man die Beeren auch so essen kann. (Nein, auf keinen Fall, sie sind brechreizfördernd!)

Dieser Sommer war so heiß, dass viele der Sträucher vertrocknet sind, ein paar beerenreiche gab es dennoch. Kurz vor der Chausseestraße stand der allerbeste, hoch und dichtbewachsen. Ich hatte gerade mein Rad abgestellt und die ersten Beeren abgeschnitten, als plötzlich eine tiefe Frauenstimme mit starkem Berliner Einschlag hinter mir sagte: „Oh, det is Holunder, wa?“ Ich drehte mich erschrocken um. Die Frau war um die fünfzig und trug eine schwarze Lederjacke. Höflich entschuldigte sie sich dafür, mich erschreckt zu haben, blieb aber stehen. Sie roch stark nach Zigaretten. „Die besten sind da weiter oben“, sagte sie. „Da kommen Sie nicht dran. Warten Sie mal, ick bin ja größer.“ Als sie sich streckte und beherrzt die großen Beerendolden von den oberen Zweigen abschnitt, sah ich ihre stark tätowierten Arme. Sie arbeitete schnell und meine mitgebrachte Plastiktüte füllte sich entsprechend. „So, jetzt lass ich Sie mal alleene“, sagte sie zum Abschied und warf noch mal einen Blick auf den hohen Strauch. „Die besten hängen immer oben, wa? Giraffe müsste man sein!“

Gaby Coldewey

verweis

Zweifel an der
Familie

Die Dramatikerin Nicoleta Esinencu aus der Republik Moldau kommt mit einem neuen Stück ans HAU: „Die Abschaffung der Familie“ hat heute um 19 Uhr im HAU 3 Premiere. Esinencu hat in ihrem letzten Stück von der neuen Armut in Südosteuropa erzählt, von Billiglöhnen und verschwundenen Sozialsystemen. Familiäre Strukturen werden in der Not sehr belastet, daran dockt ihr neues Stück an. Auf der Bühne bilden Geschichtenerzähler*innen eine kollektive Stimme, die mit dem Mythos der monogamen Familie aufräumt und einen bösen Blick auf das Privateigentum wirft, um am Ende patriarchale Strukturen und den Kapitalismus zu verfluchen.

Die Männer und die Geschlechter

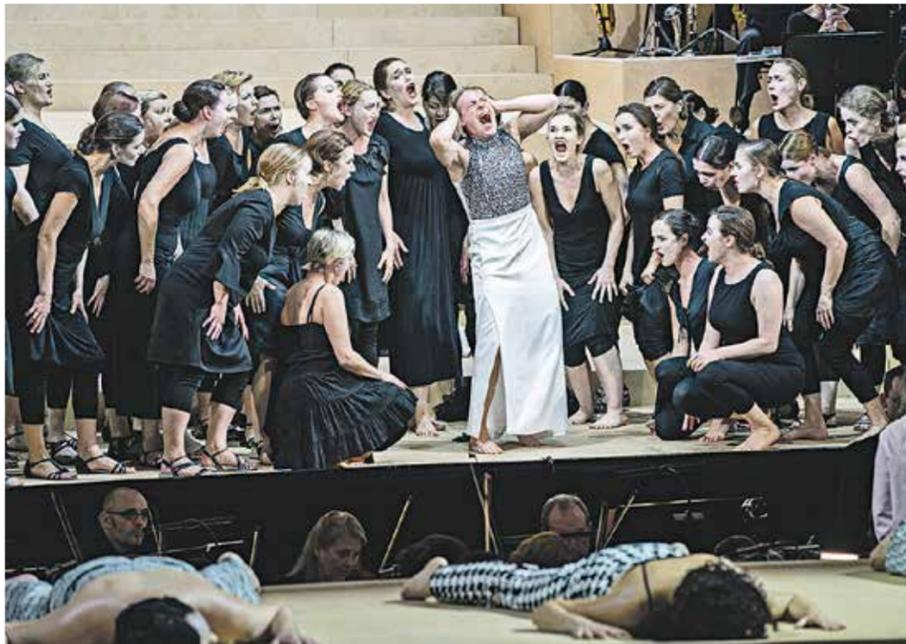
Saisonstart an der Komischen Oper: Vladimir Jurowski dirigiert „The Bassarids“ von Hans Werner Henze, währenddessen lässt Barrie Kosky das Licht im Saal brennen

Von Niklaus Hablützel

Mit maximaler Größe wollte die Komische Oper in die neue Spielzeit aufbrechen, und „The Bassarids“ von Hans Werner Henze sind dafür eine wirklich gute Idee. Allein die Streicher, das Schlagzeug und die Harfen füllen den Orchestergraben bis zum Rand, die Blech- und Holzbläser müssen auf der linken und rechten Seite der Bühne Platz nehmen. Dazwischen steht in antiker Erhabenheit ein Chor, der gar nicht groß genug sein kann.

Viel Platz, um Theater zu spielen, ist da allerdings nicht mehr, und der Text von Wystan Hugh Auden und Chester Kallman, dem literarischen Liebespaar, das Henze in Italien kennengelernt hatte, gibt auch nicht viel Anlass dazu. Die britisch-amerikanischen Librettisten, die zuvor schon für Strawinsky „The Rake's Progress“ geschrieben hatten, griffen auf „Die Backchen“ zurück, die letzte Tragödie von Euripides. Sie verhandelt die Frage, wie die attische Herrschaft mit dem um sich greifenden asiatischen Kult des Dionysos umgehen solle, dem „Rufer“, wie das Wort „Bakchos“ zu übersetzen ist, der zu Volksfesten des Rausches und der Lust verführt. Pentheus, der junge König von Theben, will sie strikt verbieten, sein Großvater Kadmos warnt davor, gerade diesen Gott zur Rache zu reizen.

Vergeblich bei Euripides: König Pentheus wird von seiner eigenen Mutter im Rausch zerfleischt, Dionysos höchstpersönlich lässt den Königspalast niederbrennen. So auch bei Auden und Kallman, aber bei ihnen zerfließt der damals wie heute brandaktuelle politische Diskurs der Tragödie zu einem



Szene aus Hans Werner Henzes „Die Bassariden“ in der Komischen Oper Foto: Marcus Lieberenz

metaphorisch aufgeladenen, epischen Gedicht über den Kampf von Männern mit ihrem Geschlecht. Dionysos verführt den Mann Pentheus wie eine Frau, beide zusammen tragen mit langwierigen Dialogen die Botschaft vor, dass wir immer beides seien, Rausch und Vernunft, Mann und Frau.

Keine Oper, eine Symphonie

Das mag wirklich so sein, nur ist es kein Drama, bei den alten Griechen schon gar nicht, die es damit nie so genau nahmen. Das kann man bei Platonachlesen und auch bei Euripides, wo der blinde Seher Teiresias auftritt, der alle paar Jahre sein Geschlecht wechselt. Henze jedoch macht aus den jetzt verinnerlichten Triebchicksalen des ehemaligen Dramas pure

Musik. Keine Oper, sondern eine riesige Symphonie in vier Sätzen, zweieinhalb Stunden lang und ohne Pause zu spielen, weil er sich ausströmen und seiner Sehnsucht nach Schönheit nachgeben will.

Dafür hat Barrie Kosky den Dirigenten Vladimir Jurowski engagiert, mit dem er vor vier Jahren Schönbergs „Moses und Aron“ produziert hatte, eine Inszenierung, die Maßstäbe an Intensität und Aktualität gesetzt hat. Jurowski macht es auch jetzt wieder sehr gut. Er hält den riesigen Apparat aus Instrumenten und Stimmen sicher zusammen und so ist ganz ohne Zweifel genau das zu hören, was sich Henze vorgestellt hat. Es ist Musik, die wie eine Tapete mit sehr viel Kleister auf die handelnden Figuren geklebt ist, satt vor

Farbe, fugenlos und fest. Jens Larsen als Kadmos, Günter Papendell als Pentheus und der indische Gasttenor Sean Panikkar als Dionysos können sich gelegentlich daraus befreien und ihren Rollen Gestalt geben. Aber das sind kurze Momente, bevor sie wieder untergehen in Henzes Ölbad aus fetten Harmonien und melodisch kurzatmigen Deklamationen.

Der Dunst des Triebstaus

1992 war dem inzwischen 66 Jahre alten Henze seine Erstfassung von 1964 selbst zu viel geworden. Er hat sie gekürzt, eingedampft, und das ursprünglich in den dritten Satz eingefügte Satyrspiel „Das Urteil der Kalliope“ gleich ganz gestrichen. Daran hat sich Jurowski zum Glück nicht gehalten. Das 20

Minuten lange, tatsächlich komische Maskentheater bringt frische, fast schon mozartische Luft in den übrigen Dunst des Triebstaus. Vor allem die Sängerinnen Tanja Ariane Baumgarten und Vera-Lotte Boecker leben auf, fröhlich unterstützt von Ivan Turšič und Tom Erik Lie.

Aber auch diese Erholung währt nicht lange. Wo bleibt Kosky? Bekanntlich ist er selbst ein guter Musiker. Er hört einfach nur zu. Euripides wäre ein Fest für jeden Regisseur, aber das hier ist eine Symphonie für leidende Männer. Was soll er tun? Jens Larsen könnte wahrscheinlich auch den Fahrplan der U-Bahn zur großen Szene machen. Hier rollt er verzweifelt die Freitreppe herunter, mit der die Bühnenbildnerin Katrin Lea Tag eine antike Kulisse imitiert. Meistens stehen dort die Sängerinnen und Sänger der preisgekrönten Chorsolisten so dicht gedrängt, dass sie nur die Hände in die Höhe strecken, klatschen und auf der Stelle hüpfen können. Mit zehn Tänzerinnen und Tänzern hat Otto Pichler ein paar weitere Turnübungen einstudiert, aber das hilft auch nicht gegen die stetig anwachsende Langweile.

Damit wenigstens das Licht antik aussieht, lässt Kosky die Saalbeleuchtung eingeschaltet. Die altgriechische Sonne ist das jedoch nicht, die da auf die menschlichen Leidenschaften herabbrennt, um unsere Seelen zu reinigen. Man sieht nur, dass die Saaldecke repariert werden muss. Das Publikum der Premiere hat trotzdem artig applaudiert, wahrscheinlich in der nicht ganz unbegründeten Hoffnung, dass es jetzt nur noch besser werden kann.

17., 20. Okt.; 2., 5., 10., 26. Nov.

Ausgehen und rumstehen
von Marie Serah EbcinogluIch fühle mich besser,
wenn ich Bücher kaufe

Wollen wir uns nächste Woche treffen? Nein, eigentlich habe ich keine Lust, mich mit dir zu verabreden. Die Höflichkeit verbietet es, zu ehemals guten Freunden einfach „nein danke“ zu sagen. Oft versucht man durch regelmäßiges Nichtzurückschreiben die Sache einfach im Sand verlaufen zu lassen.

Dieses Thema hat am Wochenende eine so intensive Debatte an meinem WG-Esstisch ausgelöst, dass wir unseren Plan, zum „Festival of Lights“ zu gehen, kurzerhand über Bord geworfen haben. Die Licht-Installationen an vielen öffentlichen Berliner Gebäuden sind zum Glück noch einige Wochen zu sehen. Ich habe nämlich eine Freundin, mit der ich mich auseinandergeliebt habe, und irgendwie musste ich sie nicht unbedingt wiedersehen. Je besser ich sie kennenlernte, desto mehr fiel mir auf, dass es zwischen uns irgendwie nicht so passt.

Im Idealfall merken es ja beide Parteien. Mit besagter

Freundin lief es nicht so, dachte ich. Ich fühlte mich mies deswegen, schließlich hat sie mir nie etwas getan, es gab ja keinen Streit. Ich hatte einfach andere Prioritäten. Das kann man einer Person leider wirklich sehr schlecht sagen und sicher fühlt man sich danach so egozentrisch wie ein Charakter aus Lena Dunhams „Girls“.

Auch wenn ich es schön finde, diese Freundin ab und zu in der Gruppe zu sehen, würde es alle weiteren Griessmühlen-Abende sehr unangenehm machen, wenn ich ihr einfach sage, dass ich keine Lust habe. Also habe ich versucht die Sache auslaufen zu lassen. Es ist nicht die feine Art, aber die Wahrheit würde aus der Sache ein viel größeres Ding machen, als es eigentlich ist. So läuft's halt bei Millennials. Easy peasy, keine wirklich verletzten Gefühle.

Unangenehm wird es, wenn die Freundin aber nicht versteht, dass man im Begriff ist, sich digital aus dem Staub zu machen. Auf zahlreiches Nichtzurückgelde meinerseits schrieb sie immer wieder. Sie konfrontierte

mich auch mehrmals mit meinen Ausreden. „Sag's halt, wenn du keinen Bock mehr auf mich hast.“ Da kann man auch nicht ehrlich drauf antworten.

Wenn sie mein Partner wäre, würde ich mich in dem Moment, in dem ich merke, dass es doch nicht passt, von ihr trennen. Jedem Typen kann ich sagen: „Ich steh einfach nicht auf dich.“ Wieso nicht einer Freundin? Mit schwirrendem Kopf ging es am nächsten Tag in Berlins schönstem Museum: die Gemäldegalerie. Ich könnt's mir jedes Wochenende ansehen, dabei bin ich keine Kunsthistorikerin. Zum gefühlt hundertsten Mal habe ich mich von Botticelli zu Bosch treiben lassen. Und weil der Oktober sich für ein Wochenende entschieden hat zu pausieren, ging es danach zum obligatorischen Flohmarktbummel. Ich fühl mich besser, wenn ich Bücher kaufe.

Nach unserer Debatte habe ich mich dieses Wochenende für die Wahrheit entschieden und werde das jetzt auch allen anderen raten. Ich denke, eigentlich merkt es die Person doch schon, vielleicht will sie es wirklich einfach hören.

Eine so schöne Trennung, wie dann folgte, habe ich noch nie erlebt. Sie sei nicht verletzt, habe es tatsächlich einfach nur ehrlich hören wollen und habe das Auseinanderleben sogar ähnlich empfinden. „Grade in unserem Alter und in Berlin verändert sich alles so schnell, deswegen hätte ich uns immer wieder eine Chance gegeben.“

lokalprarie

aufruf

Vom Bauschaum bedroht Modernisierungen lassen unsere langjährigen Nistplätze tagtäglich verschwinden, ohne Ersatz zu schaffen. Sanierungen zerstören unsere Gelege und Bruten. An glatten Neubauten finden wir keinen Unterschlupf mehr. Wie könnt Ihr helfen? carolinesei@t-online.de, MiniDea@web.de (Andrea Schulz)

dienstleistungen

Carlos, der Mann für viele Fälle bei Renovierung und anderen Arbeiten: Hilfe mit Rat und Tat bei und individueller Gestaltung von Wohn- und Arbeitsraum. Übernahme Garten- und Hauswartarbeiten, Umzüge und Überführungen, kleine Transporte oder sonstige Erledigungen. Sie brauchen

aktuell oder demnächst Unterstützung? Anrufe erbeten unter ☎ 0172/477 09 29 Bitte heben Sie diese Anzeige auf, falls Sie später auf meine Hilfe zurückgreifen wollen!

transporte

zapf umzüge, ☎ 030 61 0 61, www.zapf.de, Umzugsberatung, Einlagerungen, Umzugsmaterial, Beiladungen, Materiallieferungen, Akten- und Inventarlagerung

stellenangebote

Christian Specht sucht dringend eine erfahrene, vertrauenswürdige Einzelfallhelferin / Betreuerin für 12Std./Woche. Aussagekräftige Bewerbungen mit Bild und Telefonnummer bitte an christian.specht@lebenshilfe-berlin.de

22 OKT

DANIEL FALB
RUDI NUSS
JUDITH SCHALANSKY

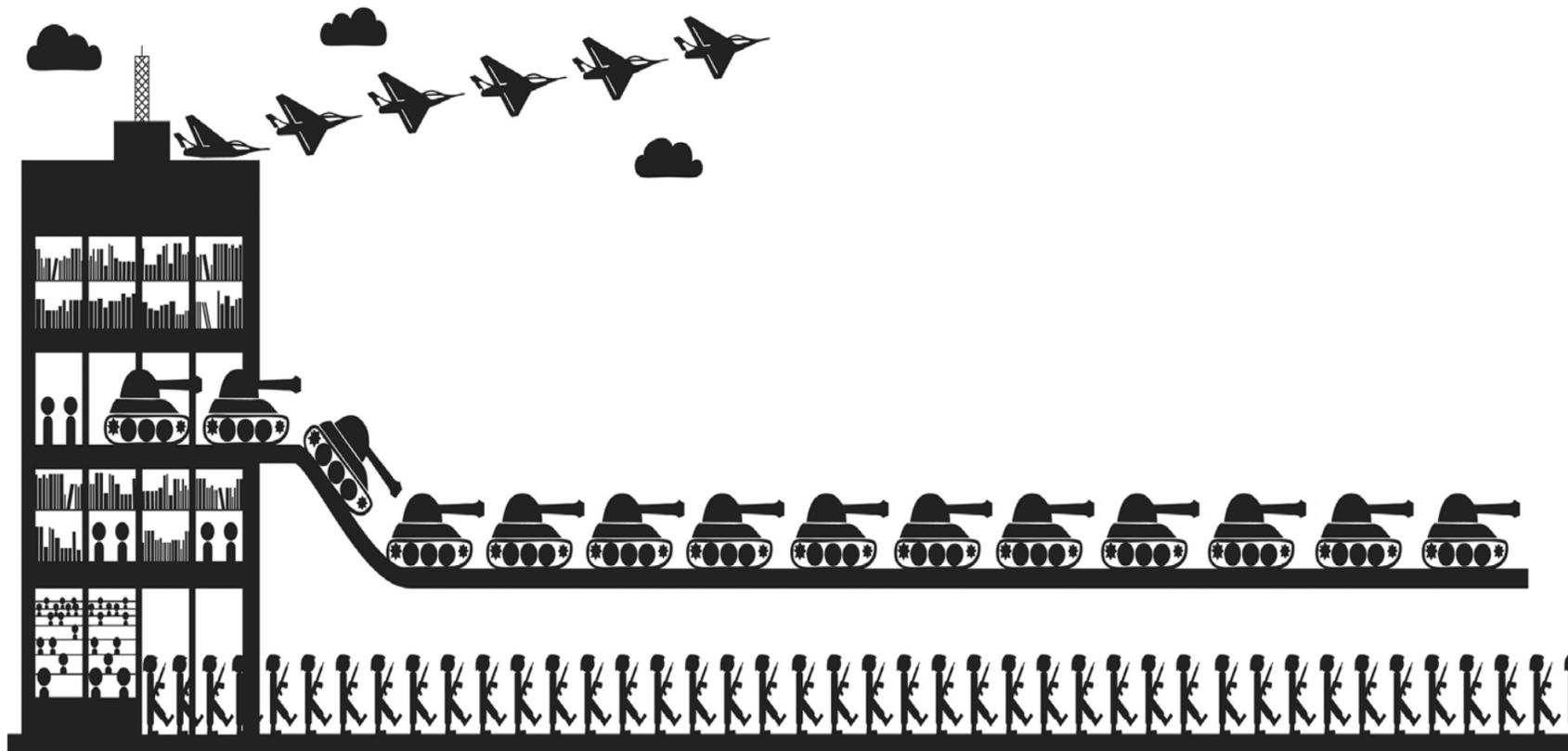
FLUT
EN.VER
SCHWIN
DEN.DIE
KLIMA
KRISE
SCHREI
-BEN

TEXTE SOUNDS DISKURSE

ACUD-Studio Veteranenstraße 21 10119 Berlin 7e/5e
KOOKREAD 2019

MUSIK
JANA
IRMERT

be mit Berlin
20⁰⁰



Eine militärische Denkfabrik soll die Universität Hannover nicht sein, findet der dortige Asta Foto: Asta Hannover; Montage: taz

„Bestandteil moderner Kriegsführung“

Der Asta in Hannover fordert von der Uni eine Zivilklausel, um auszuschließen, dass militärische Forschung betrieben wird. Die Studierenden kritisieren mehrere Projekte, darunter eines zur EU-Grenzsicherung

Interview **Reimar Paul**

taz: Warum fordern Sie, dass die Leibniz Uni Hannover (LUH) eine Zivilklausel einführt?

Gerald Wiese: Mit einer Zivilklausel verpflichten sich Universitäten, ausschließlich zu zivilen Zwecken zu forschen. In Deutschland haben mehr als 60 Hochschulen solche Klauseln. In Niedersachsen wurde die Zivilklausel 2002 aus dem Landeshochschulgesetz entfernt. Die Unis in diesem Bundesland sind also nicht mehr nur der zivilen Forschung verpflichtet. Wir als Asta setzen uns für eine Zivilklausel ein, die jegliche Forschung delegitimiert, die militärisch genutzt wird.

Wo und wie wird in Hannover für militärische Zwecke geforscht?

Bei manchen Projekten ist klar, dass sie militärisch oder polizeilich genutzt werden, bei anderen wissen wir es nicht, aber die Befürchtung liegt

nahe. Generell gibt es militärisch relevante Forschungsprojekte vor allem im IT-Bereich. Zwischen 2011 und 2015 sollen nach Recherchen von NDR und Süddeutscher Zeitung fast sechs Millionen Euro aus dem Verteidigungsetat der Bundesregierung an die Uni geflossen sein. Und eine Abfrage der Landesregierung hat 2014 ergeben, dass es in Hannover neun entsprechende Projekte mit einer Fördersumme im Umfang von fast vier Millionen Euro gab. Etliche Forschungsprojekte sind als geheim eingestuft, deshalb fordern wir neben einer Zivilklausel auch die Einführung einer verbindlichen Transparenzklausel.

Der frühere Uni-Präsident Erich Barke hat gesagt, dass an der LUH nicht an Waffen geforscht wird ...

Wir sind gegen jegliche Forschung, die militärisch genutzt wird – auch wenn sie teilweise einen zivilen Nutzen haben



Soll die Arbeit von Grenzschützern erleichtern: Avatar Foto: iBorderCtrl

könnte. Oft lassen sich zivile und militärische Forschungszwecke doch gar nicht trennen – Stichwort „Dual Use“. Mehrere Institute der Uni forschen etwa an Drohnen. Die können künftig als Transportmittel oder für den Lieferservice dienen, sind gleichzeitig aber auch zentraler Bestandteil moderner Kriegsführung. Im Inland ermöglichen Drohnen eine flächendeckende Überwachung, bei der Daten in Echtzeit ausgewertet werden können. An der Uni gibt es weitere Projekte zur Verarbeitung von Daten und Bildern.

Haben Sie Beispiele?
Die Software „WIPKA-QS“

vom Institut für Informationsverarbeitung der Uni wird von der Bundeswehr verwendet, um bei Auslandseinsätzen automatisiert die Landschaft zu kartographieren. Dasselbe Institut forscht auch an Radaren, an der Analyse von menschlichen Gesichtern und an der automatisierten Erkennung und Verfolgung von Personen und Objekten in Videos. Ein weiteres Projekt, das in Hannover erproben Bundespolizei, BKA und Deutsche Bahn die sogenannte intelligente Videoüberwachung. Die Software soll Ge-

sichter erkennen und Personen über mehrere Kameras hinweg nachverfolgen können. Sie wurde in Kombination mit anderer Software, die auch Gesichter erkennen soll, am Bahnhof Berlin-Südkreuz schon getestet.

Ihrer Broschüre zufolge unterstützt die Uni Hannover durch Forschungen auch die militärische Sicherung der EU-Grenzen.

Ja. Das Institut für Rechtsinformatik will rechtliche und ethische Fragen des Projekts „iBorderCtrl“ klären. Das ist eine Überwachungssoftware durch Künstliche Intelligenz, die von der EU-Grenzschutzagentur Frontex schon an verschiedenen Grenzen von „Freiwilligen“ getestet wird. Die Einreisenden sollen ein aufgezeichnetes Interview führen und Daten liefern. Daraus wird dann ein „Risikoscore“ errechnet.

Und was erfolgt daraus?

Ein hoher „Risikoscore“ führt zu intensiveren Kontrollen. Für die Befragung wird auch eine Art Lügendetektor benutzt. Wir befürchten, dass „iBorderCtrl“ zukünftig auf Flüchtende ausgeweitet wird und die „Freiwilligkeit“ aufgehoben wird. Während Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen des Instituts das bestreiten, hat der Koordinator

des EU-Projekts bestätigt, dass es sich gegen die „Flüchtlingskrise“ richtet.

Welche Rolle spielen Bundeswehr und Rüstungsunternehmen an der Uni?

In der Uni wird jedes Jahr die Karrieremesse „Kiss Me“ ausgerichtet. In den vergangenen Jahren waren die Bundeswehr und mehrere Unternehmen dabei, die sich auch im Rüstungsbereich betätigen. 2017 zum Beispiel der IT- und Ingenieurdienstleister „Ferchau“, der Marineschiffe ausrüstet, und „MTU“. Das Unternehmen baut Triebwerke auch für Kampfflug-schrauber. 2018 wurden neben der Bundeswehr sogar gleich sechs Unternehmen mit Rüstungsbezug eingeladen. Die haben an der Uni nichts zu suchen.



Foto: privat

Gerald Wiese, 24, studiert im Master-Studiengang Informatik an der Leibniz Universität Hannover und ist im Allgemeinen Studierenden-ausschuss (Asta) aktiv.

südwester

Umgestellt

Lange genug hat's gedauert. Aber nun hat der Norden ja seinen Feiertag dem **Judenfreund und Bibelübersetzer** Martin Luther gewidmet. Den ehren auch Hamburgs Behörden-Kundenzentren – und bleiben deshalb am 21. Oktober **geschlossen**. Moment – ist dieser Luthertag nicht erst am 31.? Ja, ist er. Und es feiert am Montag auch gar niemand in Hamburgs Ämtern, vielmehr sind „umfangreiche technische Umstellungsarbeiten“ geplant. Solche Pläne wiederum kennt der **südwester** noch von 1999 (und ein paar Konserven und Taschenlampenbatterien hat er bis heute im Haus). Hamburgs Amtsschimmel aber attestiert er neidlos ihren **Aplomb**: Nur ein schlapper Feiertag extra für den daran so viel ärmeren Norden? Da muss der Mensch sich doch **selbst helfen**.

Ein Geist, der Waffen liebte

Waffensammler legt vor Landgericht Hannover Geständnis ab und distanziert sich angeblich von rechtem Gedankengut

Ein 30-Jähriger hat im Landgericht Hannover gestanden, mehr als 50 Waffen in der gemeinsamen Wohnung mit seinem Vater gehortet zu haben. Der junge Mann habe seit Jahren sein stets abgeschlossenes Zimmer kaum verlassen, 16 bis 20 Stunden täglich im Internet verbracht und sei in einen Strudel rechter Gesinnung geraten, erklärte sein Verteidiger. „Er hatte niemals vor, damit Menschen Schaden zuzufügen.“ Ihm sei es um das reine Sammeln und die Historie der Waffen gegangen, so der Anwalt. Auslöser war demnach ein Computerspiel mit dem Schauplatz Zweiter Weltkrieg.

Der 30-Jährige ist gemeinsam mit seinem 53-jährigen Vater wegen Verstoßes gegen das Kriegswaffenkontrollgesetz und das Waffengesetz angeklagt. Wegen Terrorverdachts hatte zunächst die Generalstaatsanwaltschaft Celle ermittelt, dafür fand sie aber keine konkreten Hinweise. Dem Sohn wird zudem Körperverletzung vorgeworfen, weil er einen Polizisten bei seiner Festnahme im März attackierte. Der Sohn sagte nun, seinen Vater treffe keine Schuld. Ihm habe er vorgespielt, es handele sich um Deko-Waffen sowie legale Waffen, sagte der 30-Jährige. Auch rund 3,650

Schuss Munition wurden bei den beiden entdeckt. Im Gerichtssaal kam der Terroranschlag von Halle zur Sprache. Möglicherweise würden jetzt Parallelen zu dem Täter von Halle gezogen, etwa das zurückgezogene Leben, sagte der Verteidiger. Der Angeklagte war Fan eines Blogs, auf dem Fake News, rechtsextreme Hetze und Hass verbreitet werden. Über eine Messenger-Gruppe sei er auch an das Video des Anschlags in Christchurch gekommen, sagte er selbst. Sein Verteidiger betonte: „Er hat sich in der Haft von den Verschwörungstheorien und sämtlichem rechtsgerich-

teten Gedankengut distanziert.“ Genauer ausführen wollte der 30-Jährige das nicht: „In der Haft habe ich gemerkt, dass es nicht so ist.“ Mit knappen Worten schilderte der Angeklagte seine psychischen Probleme, die ihn dazu gebracht hätten, abgeschottet zu leben. Wegen Mobbing in der Schule aufgrund seines starken Übergewichts habe er sich vor etwa elf Jahren aus der Öffentlichkeit zurückgezogen. Sein Vater verbreitete die Legende, der Sohn sei ausgewandert. Selbst Nachbarn wussten demnach nicht, dass der 30-Jährige mit in der 50-Quadratmeter-Wohnung lebte. (dpa)

leserInnenbriefe

Bedarf künstlich kleingerechnet

„Wer arm ist, bekommt auch nichts“, taz nord vom 9. 10. 19

Gut gemeint war da gar nichts, sondern es wurde von verkorksten unfähigen Eltern ausgegangen, die vom Geld ihrer Kinder Party machen. Dieser arrogante Stil passt genau zu Frau v. d. L. Statt Familien mit Kindern vernünftig auszustatten, wurde der Bedarf künstlich kleingerechnet. Bei dem Spargedanken kommt eine langsame Bewilligung gerade recht. Damit kann man dann noch mehr sparen. *Martin_25, taz.de*

Kindergeld bleibt Almosen

„Wer arm ist, bekommt auch nichts“, taz nord vom 9. 10. 19

„Stattdessen schlägt der Verband eine pauschale Auszahlung von 15 Euro pro Kind pro Monat vor.“ Das scheint mir genauso ungerecht wie die Auszahlung von Kindergeld an alle Eltern.

Für die, die gut und eventuell doppelt verdienen, fallen 204 Euro nicht ins Gewicht, für die Familien, die aufgrund von Mindestlohnbezahlung kaum über die Runden kommen oder gar dadurch, dass sie alleinerziehend, also auch alleinerziehend sind, sich Kinder und deren Grundbedürfnisse in der hiesigen Gesellschaft überhaupt nicht mehr leisten können, reichen 204 Euro natürlich nicht aus, um Miete, Kleidung, Ernährung, Bildung und angemessene Teilhabe zu finanzieren. Und bei den BezieherInnen von ALG II wird das Kindergeld sogar komplett als Einkommen angerechnet und von der laufenden Leistung abgezogen.

Hier profitieren die Kinder also nicht im Geringsten davon, dass das Kindergeld kürzlich erhöht wurde. Wer glaubt, dass die Auszahlung von 15 Euro Almosen, die nach dem Gießkannenprinzip verteilt werden soll, sich günstig auf die Bildung und Teilhabe von bislang benachteiligten Kindern und Jugendlichen auswirkt, der glaubt vielleicht auch an die Rettung unseres Planeten durch das kürzlich beschlossene deutsche Klimapaket. Oder daran, dass die Einführung der Leih-E-Roller in Hamburg Menschen davon abhält, ihre Kinder mit dem SUV zur Schule zu fahren ... *Clara0815, taz.de*

Aus Angst keine Kinder

„Wer arm ist, bekommt auch nichts“, taz nord vom 9. 10. 19

taz-Zitat: „Darüber hinaus gelinge es manchen Kommunen nicht, das Antragsprozedere so zu vereinfachen, dass es betroffene Familien dazu einlädt, die Leistungen zu beantragen.“

Ist der bundesdeutschen Politik eigentlich klar, dass sich viele (Ehe-)Paare in unserer Gesellschaft bewusst gegen Kinder entscheiden – auch oder gerade aus Angst vor finanzieller Benachteiligung.

Thomas Brunst, taz.de



taz nord
Stresemannstr. 23
22769 Hamburg
briefe@taz-nord.de
www.taz.de

Die Redaktion behält sich Abdruck und Kürzen von Leserbriefen vor. Die veröffentlichten Briefe geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

nachrichten

Elektrozüge für Schleswig-Holstein

Schleswig-Holstein hat 55 Elektrozüge beim internationalen Bahnhersteller Stadler bestellt. Verkehrsminister Bernd Buchholz (FDP) und der Deutschland-Chef des Bahnherstellers, Jure Mikolcic, unterzeichneten am Montag in Kiel den Liefervertrag. Der Auftragswert liegt bei rund 600 Millionen Euro. Ende 2022 sollen die ersten Akku-Elektrozüge durch Schleswig-Holstein rollen. *(dpa)*

Antisemitischer Anschlag auf Gedenkranz

Unbekannte haben einen Trauerkranz in der Fußgängerzone in Gehrden in der Region Hannover angezündet, der vor einer jüdischen Gedenktafel lag. Verbrannt seien dabei Teile des Kranzes und ein Zettel, auf dem Solidaritätsbekundungen mit allen Menschen jüdischen

Glaubens standen, sagte eine Polizeisprecherin am Montag. Die Tat ereignete sich demnach zwischen Samstagmittag und Sonntagmorgen. Der Kranz sei kurz nach den tödlichen Angriffen vor einer Synagoge und einem Döner-Imbiss in Halle/Saale dort hingelegt worden. Die Polizei ermittelt nun. *(dpa)*

Zwangsprostituierte befreit

Bei einer Razzia in einem Bordell in Hannover hat die Polizei fünf eingesperrte Zwangsprostituierte befreit. Erst als die Fahnder mit einigem Aufwand ein Regal zur Seite schoben, stießen sie in einem winzigen Versteck auf die fünf Frauen im Alter von 30 bis 44 Jahren, wie die Polizei am Montag mitteilte. In dem Bordell entdeckten die Beamten noch ein weiteres Versteck, in dem sich aber niemand aufhielt. *(dpa)*

Nazi-Held hat ausgedient

Soldaten der Lent-Kaserne in Rotenburg/Wümme haben sich für einen Freiheitskämpfer gegen Napoleon als Namensgeber entschieden. Dafür brauchte es ein wenig Nachhilfe



Künftig soll hier „Düring-Kaserne“ stehen
Foto: Ingo Wagner

Forstleuten auf und machte bei den beiden Feldzügen mit, die mit der Niederlage Napoleons bei Waterloo endeten.

Nach ein paar weiteren Jahren beim Militär wurde er Forstmeister zu Rotenburg und Northheim. Zwischenzeitlich leitete er die Ausbildung des Kronprinzen Georg von Hannover. In Rotenburg betrieb er umfangreiche Aufforstungen. Zu diesen gehört ein Eichenhain, der heute zum Gelände der Jägerkaserne gehört und in dem Dürings Grabmal steht.

Wohl deshalb findet sich unter den weiteren Namensvorschlägen, die diskutiert wurden, auch „Eichen-Kaserne“ – neben „Graf Yorck von Wartenburg-Kaserne“. So hieß einer der Widerständler vom 20. Juli, aber auch der preußische General, der ohne die Einwilligung seines Königs mit seinem Korps von den Franzosen zu den Russen überlief.

Mit Blick auf Düring sagt die Bundestagsabgeordnete Ulla Jelpke (Die Linke): „Die Bundeswehr wird noch ausführen müssen, worin genau die geforderte ‚Wertebindung‘ des neuen Namensgebers liegt.“ Positiv sei, dass die Ehrung eines Wehrmachtsangehörigen, der bis zu seinem Tod für das NS-Regime kämpfte, endlich aufhöre; negativ, „dass die Soldaten am Standort zu dieser Entscheidung von ganz oben gezwungen werden mussten“.

Das verrate, dass die Wehrmacht im Alltag vor Ort immer noch in gutem Ruf stehe – völlig unverdient, wie Jelpke findet, denn sie sei eine verbrecherische Truppe gewesen, die einem verbrecherischen Zweck gedient habe. „Menschen, die die Wehrmacht glorifizieren, dürfen in Deutschland nicht an die Waffe gelassen werden“, fordert sie.

Von Gernot Knödler

Statt nach einem Nazi-Kampfflieger wird die Jägerkaserne in Rotenburg/Wümme künftig wohl nach einem Offizier aus den Befreiungskriegen gegen die napoleonische Besatzung benannt. Das zumindest haben die Soldaten des Jägerbataillons 91 vorgeschlagen, das in der Kaserne zu Hause ist. Wie die Antwort der Bundesregierung auf eine parlamentarische Anfrage der Linken ergab, prüft jetzt der Inspekteur des Heeres den Vorschlag. Danach werden noch die Stadt und der Landkreis gehört. Schließlich muss Bundesverteidigungsministerin Annette Kramp-Karrenbauer (CDU) dem Vorschlag zustimmen.

Der jetzt auf den Weg gebrachten Umbenennung ging eine mehrjährige Debatte voraus. Noch vor zwei Jahren sperrten sich die Mehrheiten im Stadtrat, Kreistag und auch die Soldaten gegen eine Umbenennung. Landrat Hermann Luttmann (CDU) mailte der dpa: „Eine Änderung würde nur dazu

führen, dass in weiten Teilen der Öffentlichkeit der falsche Eindruck entsteht beziehungsweise verfestigt wird, Helmut Lent sei ein Nazi gewesen. Das hat weder er noch seine Familie verdient.“

Allerdings dokumentiert ein Erinnerungsbuch seiner Witwe Lena einen Brief des Geschwaderchefs an seine Jagdflieger-Kommandeure vom August 1944. Darin forderte er sie auf, „in leidenschaftlicher und fanatischer Weise bis zum letzten Blutstropfen zu kämpfen“. Feige Besatzungen müssten ausgerotet werden.

Als Träger des Ritterkreuzes mit Eichenlaub, Schwertern und Brillanten war Lent so dekoriert wie Erwin Rommel. Die Brillanten erhielt er für seinen 100. Nachtabschuss als Jagdflieger.

Nach dem neuen Traditionserlass, den die damalige Verteidigungsministerin Ursula von der Leyen (CDU) im März 2018 herausgab, reicht militärische Leistung aber nicht mehr aus, um als Vorbild zu taugen. „Heute kann nur ein soldatisches Selbstverständnis mit

Wertebindung, das sich nicht allein auf professionelles Können im Gefecht reduziert, sinn- und traditionsstiftend sein, weswegen die ‚Lent-Kaserne‘ umzubenennen ist“, antwortete die Bundesregierung der Linken.

Zwar sei es auf Grundlage eingehender Einzelfallbetrachtung grundsätzlich möglich, Wehrmachtsangehörige in das Traditionsgut der Bundeswehr aufzunehmen. Die Abwägung müsse aber die Frage der persönlichen Schuld berücksichtigen und „eine Leistung zur Bedingung machen, die vorbildlich oder sinnstiftend in die Gegenwart wirkt, etwa die Beteiligung am militärischen Widerstand gegen das NS-Regime oder besondere Verdienste um den Aufbau der Bundeswehr“.

Sinn stiften soll jetzt Johann Christian von Düring (1792 bis 1862), ein hannoverscher Forstbeamter und Freikorpsführer. Als im Frühjahr 1813 die Erhebung gegen Napoleon begann, stellte er nach Angaben der Deutschen Biographie auf eigene Faust eine Truppe von

Kurz das Zelt aufgeschlagen: Mietpreisprotest



Ein großes Camp war das nicht, was die Partei Die Linke da in Hannover veranstaltet hat. Und über Nacht geblieben sind die Bundestagsabgeordneten Diether Dehm (links), Victor Perli und ihre MitstreiterInnen auch nicht. Trotzdem wollen die Linken mit ihrem Iglu-Zelt am Conti-Campus der Leibniz-Uni die Aufmerksamkeit auf ein Problem richten, das im Oktober vor allem Erstsemester betrifft: steigende Mieten und knapper Wohnraum in Niedersachsen.

„Studierende, die von außerhalb kommen, haben arge Probleme“, sagt der Landesvorsitzende Lars Leopold. Die Linke, die derzeit nicht im Landtag sitzt, fordert daher einen Mietendeckel nach Berliner Vorbild, mit dem Kommunen Mietsteigerungen für fünf Jahre unterbinden können, und eine Landesbaugesellschaft für sozialen Wohnungsbau. „Wenn alles nicht reicht, muss man auch über Enteignung nach Grundgesetz reden“, so Leopold. *(taz/dpa)*



Zeitlebens war Lotte Lasersteins Modell Traute Rose eine enge Vertraute: „Ich und mein Modell“ von 1929/30
Foto: Städel Museum
© VG Bild-Kunst, Bonn 2019

Anschluss an die Avantgarde verpasst

Bilder zwischen Vorahnungen und Selbstbehauptung – in der Kunsthalle Kiel wird das Weimarer Werk der Malerin Lotte Laserstein präsentiert. 1937 flüchtete sie vor dem Antisemitismus in Deutschland nach Schweden – und malte dort Porträts und Landschaften

Von Frank Keil

Das sieht nach Ärger aus. Überstanden zwar, aber noch liegt Enttäuschung, Wut und auch Fassungslosigkeit in der Luft. So wie sie an ihm vorbeiblickt, fast starr, wo er doch ihre Hand so fest und umschlungen hält. Und dabei den Kopf gesenkt hält, ehrfurchtsvoll und wie um Entschuldigung zu bitten: Es war nicht so gemeint, er wird sich ändern, alles wird doch noch gut – in diese Richtung werden wir schauend geführt.

Schlicht „Ein Paar“ heißt das Gemälde von Lotte Laserstein aus dem Jahr 1930, eines der Highlights der Laserstein-Ausstellung, die derzeit die Kunsthalle Kiel füllt.

Traute Rose, Lasersteins Ein-und-alles-Modell war zu dem Zeitpunkt, als sie für die Frau dieses Paarbildes Modell saß, gerade mal 27 Jahre alt – und sieht doch doppelt so alt aus: grau, abgelebt, vom Dasein enttäuscht und starr ratlos. Lotte Laserstein selbst war 32 Jahre alt – drei Jahre war es her, dass sie ihr Maleriestudium in Berlin beendete und sich sogleich in die Arbeit stürzte und ein erstes eigenes Atelier aufbaute. Viel Zeit wird ihr als Kind einer jüdischen Familie in Berlin nicht gewährt werden.

Selbstbehauptung

„Das Hauptwerk der Lotte Laserstein drängt sich auf die Weimarer Jahre“, sagt Regina Göckede, Kuratorin der Kieler Station der Ausstellung, die zuerst im Frankfurter Städel, dann in der Berlinischen Galerie gezeigt wurde und nun eben an der Förde ein letztes Mal Station macht. Nicht alle Bilder wurden von den bisherigen Stationen übernommen, manch Leihgabe ist neu hinzugekommen: wie eben das beeindruckende Paarbild.

Das Schöne an der Kieler Version ist ansonsten: Lasersteins Werke sind diesmal sehr luftig

gehängt, auch werden sie sehr gekonnt vor Wänden mit sanften Pastelltönen präsentiert, was ihnen ein wenig von ihrer Erdschwere nimmt. Die Ausstellung wirkt überhaupt so, als sei die Aufgabe, die lange fast verschollene Künstlerin einer größeren Öffentlichkeit mit einigem Druck überhaupt wieder bekannt zu machen, nun einigermaßen erledigt und man kann durchatmen, kann endlich in die Feinheiten gehen.

Dabei fehlen nicht ihre Hauptwerke, nicht das wunderbare Selbstbehauptungswerk „Selbstporträt mit Katze“ und auch nicht das wichtige „Abend über Potsdam“: eine Abendszene auf einem Balkon, die Stadt liegt fünf jungen Menschen zu Füßen, die an einem langen Tisch zu Abend sitzen. Doch niemand schaut sich an, niemand redet, eine seltsame Starrheit hat die Anwesenden erfasst und lässt sie nicht mehr los; zu ihren Füßen liegt ein Schäferhund, abgebrochenes Brot liegt auf dem Tisch, das letzte Abendmahl stand Pate.

1930 gemalt beziehungsweise fertiggestellt, da sind es noch drei

Jahre bis die Republik von Weimar nun in aller Systematik in Schutt und Asche gelegt wird und sich vollzieht, was schon lange angebahnt wurde. Alles scheint in diesem Bild angelegt und somit erkennbar: die Bedrückung, die Hilflosigkeit und die Stummheit des Kulturbürgertums, das nicht weiß, was tun. Die Party der 1920-Jahre, so sie denn überhaupt zu genießen war, ist endgültig vorüber, auch wenn der Tisch noch gedeckt ist.

Flucht nach Schweden

Interessant daher auch das Bild „Die Unterhaltung“, gemalt Jahre später – 1934: Drei Männer haben sich auf einen Dachboden zurückgezogen und sind in ein offenbar heftiges Gespräch vertieft, zu ihren Füßen liegt wieder der Schäferhund, den wir schon vom Potsdam-Bild her kennen.

Es gibt in diesem Bild wie auch im Potsdam-Bild keine offene politische Konnotation zu entdecken. Aber warum ziehen sich drei Männer 1934 in eine karge Dachkammer zurück, wo es den dicken Mänteln nach, in denen sie gekleidet sind, auch noch ziemlich kalt gewesen sein

muss? Warum zieht es sie so ins Abgeschiedene, Heimliche und am Ende Versteckte?

Lotte Laserstein gerät ob ihrer jüdischen Herkunft über die Jahre immer mehr unter Druck, muss ihre private Mal- und Zeichenschule schließen, darf nur noch jüdische Kinder unterrichten. 1937 nimmt sie eine Einladung, ihre Werke in Stockholm zu zeigen, als Chance, dort im Land zu bleiben, noch dazu, wo sie ihre ihr wichtigen Werke nun bei sich hat. Schnell heiratet sie einen Schweden, den jüdischen Kaufmann Sven Jakob Marcus, es ist eine Scheinheirat, man trifft sich nur zum amtlichen Termin und sieht sich danach nicht wieder.

Sie hat nun die schwedische Staatsbürgerschaft und das Aufenthaltsrecht, sie weiß, dass sie als Emigrantin in Schweden sonst nicht sicher wäre: Geflüchtete, auch aufgenommene Juden müssen stets eine Kennkarte mit dem Buchstaben J bei sich tragen. Immer wieder gibt es in der schwedischen Öffentlichkeit wüste Debatten, dass man die Ausländer und besonders die Juden wieder loswerden

sollte, besser heute als morgen. Und als später die Wehrmacht Norwegen überfällt, erlaubt die schwedische Regierung ihr, dafür durch ihr Land zu marschieren.

Künstlerisch verlegt sich Laserstein bald und (nach dem, was man bisher weiß) entschieden auf die Auftragsmalerei. Malt Landschaft für Landschaft, technisch versiert, aber ohne Ecken und Kanten einzuflechten und fern von einer Infragestellung dieses Genres. Sie porträtiert via Auftrag ganze Großfamilien durch, vom Enkel über den Hausherrn bis zur Großmutter; Adelsfamilien, großbürgerliche Familien, Honoratioren, und sie kann ihren Lebensunterhalt davon gut bestreiten, macht sich auch in dieser Gattung einen Namen.

Der fehlende Blick

Sie ist formal ungeheuer produktiv, auf 10.000 Werke wird ihr in Schweden entstandenes Werk geschätzt, während sie aus ihrer Berliner Zeit rund 300 Gemälde und gut 100 Arbeiten auf Papier hinterlassen hat. Ein wenig aus den schwedischen Jahrzehnten ist am Ende der Ausstellung zu sehen – und auch wenn man sich Mühe gibt, ihr Können, ihre Fertigkeit und ihre Kraft zu finden, es fehlt etwas, und zwar etwas Entscheidendes: der andere, eigene Blick.

Der schwedische Schriftsteller Fredrik Sjöberg, voll des Lobes über die Malerei der Berliner Lotte Laserstein, fällt in seinem neuesten Buch „Vom Aufhören“, das sich anhand der Leben und der Werke des Malers Olof Algrens und eben der Malerin Lotte Laserstein dem Verschwinden und dem Scheitern widmet, ein hartes Urteil über die schwedische Lotte Laserstein: „Niemand habe ich eine Malerin oder einen Maler ihres Kalibers so blindlings und tief in die bodenlose Grube der süßlichen Pastelle fallen sehen.“

Wie sollte es auch anders sein. Abgeschnitten von ihren Freunden, ihren Kollegen, ihren Kunden, auch ihrem Modell Traute Rose, das ihr eine lebenswichtige Vertraute war, lebt sie eben nicht in einem der quirligen Exilzentren, wo man zuweilen das kreative Potential der hierher Getriebenen zu nutzen versteht. Dazu kommen ganz private Sorgen, dann Katastrophen: Alle ihre Versuche, ihre Mutter nach Schweden nachzuholen, scheitern und Meta Laserstein wird 1943 in Ravensbrück ermordet. Käte, Lottes ihr nahe Schwester, überlebt mit ihrer Lebensgefährtin in einem Versteck in Berlin und kann später die so lang erlebten Todesängste kaum abschütteln.

An Lotte Laserstein erinnert sich kaum jemand im Nachkriegsdeutschland und wartet gar auf sie. Im Gegenteil: Wo man nun sehr eifrig und vorauseilend – sozusagen typisch deutsch – allem Gegenständlichen abschwört, besonders die gegenständliche Malerei unter den Generalverdacht der Propagandaverfügbarkeit, wenn nicht -hörigkeit stellt und sein Heil in der Abstraktion, im radikal Ungegenständlichen erst sucht und folglich findet, ist für eine vordergründig klassische Malerin wie Laserstein kein Platz vorzusehen.

Lotte Laserstein selbst hat auf ihre Weise offenbar geahnt, dass sie den Anschluss an die zeitgenössische Malerei im Sinne einer wie auch immer auszurichtenden Avantgarde verpassen wird. Bereits 1948 schreibt sie in einem Brief (und sie wird noch mehr als 40 Jahre lang malen), ihr Stil zu malen sei „hoffnungslos altmodisch“.

„Lotte Laserstein. Von Angesicht zu Angesicht“: bis 19. Januar 2020, Kunsthalle zu Kiel. Zur Ausstellung ist ein Katalog erschienen (Prestel Verlag, 192 S., 45 Euro)



Die Schrecken antizipiert: 1930, drei Jahre vor dem Ende der Weimarer Republik, malte Lotte Laserstein den „Abend über Potsdam“ Foto: bpk/ Nationalgalerie, SMB/ Roman März © VG Bild-Kunst, Bonn 2019

Das Ende kommt mit der Miete



Blick aus dem Fenster: Areal in der Sillemstraße Foto: Künstlerhof Sillemsalabim/Instagram

Der Künstlerhof Sillemsalabim soll privatem Wohnungsbau weichen. Die Mieter*innen protestieren, die Grünen solidarisieren sich. Trotzdem kam bereits die erste Mieterhöhung

Von André Zuschlag

Einem weiteren Ort für Künstler*innen und Anwohner*innen in Hamburg droht das Aus: Der Künstlerhof „Sillemsalabim“ in Eimsbüttel soll Platz für privaten Wohnungsbau machen. Bereits im März müssen die ersten Künstler*innen ausziehen.

Ein paar Äpfel hängen noch an den kleinen Bäumen in den Kübeln, die auf dem Asphalt stehen. Die Blätter der Birken in der Nähe sind schon gelb. An den Türen zu den Werkstätten und Ateliers in der Sillemstraße verbleichen die Plakate vergangener Ausstellungen. Der Sommer hat sich dem Ende zugeneigt – und so könnte es auch bald mit diesem Ort geschehen.

Auf dem Gelände des ehemaligen Schrotthandels haben sich im Laufe der vergangenen 13 Jahre dutzende Künstler*innen versammelt und die Hallen zu ihren Ateliers und Werkstätten umfunktioniert. Damit haben sie gleichzeitig einen Anlaufpunkt für die Nachbarschaft geschaffen. Doch nach dem Willen des Investors sollen die Gebäude aus der Gründerzeit abgerissen werden, um Platz für Wohnungen zu machen.

„Die Politik muss eingreifen und diese Freifläche erhalten“,

fordert Nadine Faulhaber. Sie wohnt und arbeitet als Grafikerin und Illustratorin seit zehn Jahren auf dem Künstlerhof.

Die Mieter*innen der einen Gebäudehälfte müssen bereits im kommenden März ausziehen. Faulhaber und die Mieter*innen der anderen Gebäudehälfte haben zwar noch einen gültigen Pachtvertrag bis 2026 – doch ob sie bis dahin bleiben können, ist fraglich. Der Eigentümer habe schon angedeutet, dass er die Mieter*innen lieber heute als morgen loswerden möchte. „Wir haben bereits eine erste Mieterhöhung bekommen, nachdem wir unser Problem öffentlich gemacht haben“, sagt Faulhaber.

Der Eigentümer verweist allerdings darauf, dass das „Sillemsalabim“ nicht für Renditezwecke weichen solle. Gegenüber dem NDR teilten seine Anwälte mit: „Mittelfristig kann die alte Gebäudesubstanz aufgrund ihres baulichen Zustandes nicht erhalten bleiben. Für die entsprechende zukünftige Nutzung plant unsere Mandantin in dem dortigen Milieuschutzgebiet den Neubau von dringend benötigtem bezahlbarem Wohnraum für Familien.“ 35 bis 40 Wohnungen könnten dadurch entstehen.

Ali Mir Agha von den Grü-

nen, die im Bezirk Eimsbüttel vor zwei Wochen einen Koalitionsvertrag mit der CDU geschlossen haben, will sich für den Künstlerhof einsetzen: „Wir würden es begrüßen, wenn die Finanzbehörde dort ihr Vorkaufsrecht nutzt“, sagt der Abgeordnete.

Bei der Finanzbehörde heißt es gegenüber der taz derzeit jedoch lediglich, dass sie sich „mit besagtem Flurstück nicht befasst“.

Der Eigentümer verweist darauf, dass das Sillemsalabim nicht für Renditezwecke weiche – sondern für bezahlbaren Wohnraum

Dabei betonen die Künstler*innen im „Sillemsalabim“, dass ihr Problem nur beispielhaft für die Entwicklung in der gesamten Stadt sei. „Wir sind ein Exempel, denn man stellt fest, dass viele andere Kulturräume dieselben Probleme haben“, sagt Faulhaber.

Tatsächlich erinnert der Fall

an den Werkhof in der Bernstorffstraße 117 auf St. Pauli. Auch dort befürchteten die langjährigen Mieter*innen – Gewerbetreibende und Künstler*innen – die Verdrängung und den Verlust eines Nachbarschaftstreffpunkts. Nachdem Investoren das Areal, in dem rund 110 Menschen arbeiten und wohnen, gekauft hatten, erhöhten sie voriges Jahr die Miete. Dabei sind die Gebäude, wie in der Sillemstraße, ebenfalls mehr als hundert Jahre alt. „Wir sehen uns als kleine Schwester der Bernie“, sagt Faulhaber deshalb.

Mit der Initiative „Viva la Bernie“ versuchten die vielfach seit Jahren dort tätigen Mieter*innen, das Areal den Investoren abzukaufen, um die Immobilie in die Selbstverwaltung zu überführen und vom Markt zu nehmen.

Doch daran hatten die Investoren kein Interesse, boten stattdessen langfristige Verträge zu „ortsüblichen“ Mietpreisen an und ließen auch bekanntgeben, dass sie über eine Nachverdichtung des Areals nachdachten. Das zumindest ein Abriss des Geländes derzeit vom Tisch ist, macht die dortigen Mieter*innen nur begrenzt zufrieden. Sie fürchten durch stetig steigende Mieten weiterhin einen Tod auf Raten.

heute in hamburg

Eröffnung der „Social Eatery“: 10.30 Uhr, Café Central, Lange Reihe 50, geöffnet Mo–Fr, 11.30–14.30 Uhr, So + So 10–14.30 Uhr, www.socialeatery.de

„Wir teilen uns die Gäste“

Interview **Alexander Diehl**

taz: Frau Franke, wenn ich heute in die Lange Reihe 50 gehe: Was erwartet mich da?

Andrea Franke: Da erwartet Sie das „Café Central“ – und seit Neuestem die „Social Eatery“. Das Central gibt es seit 25 Jahren. Betreiber Arno Müller und sein Mann sind inzwischen, wie Arno selbst sagt, „fortgeschrittenen Alters“ und wollten gerne den Tages- und den Wochenendbetrieb outsourcen. Also haben sie eine Anzeige geschaltet: „Wer hat Lust, halbtags ein Café in St. Georg zu mieten? Vorschläge willkommen.“

Und Sie hatten einen?

Das war genau das, was wir gerne machen würden: Menschen, die besonders weit vom Arbeitsmarkt entfernt sind – aus verschiedenen Gründen –, eine Chance zu bieten: in der Küche, im Service, mittelfristig vielleicht auch als Fahrer*in von Lastenrädern, wenn wir mit Mittags-Catering anfangen sollten. Und das als richtiger kleiner, gewerblicher Zweckbetrieb. Wir wollen richtige Arbeit anbieten, nicht nur einen Modellbetrieb aufmachen zur Qualifizierung, beispielsweise.

Ich werde also nicht besonders viel guten Willen mitbringen müssen – Mittagstisch und Kaffee schmecken auch?

Stichwort „social business“: Die Lange Reihe braucht kein weiteres Café oder Restaurant. Da ist es schon eine Art Nische, dass wir Menschen beschäftigen, die sehr lange nicht mehr gearbeitet haben. Es werden natürlich nicht gleich zig verschiedene sein. Zudem ist die Küche exquisites: Unser Koch ist ein Szenegastronom.

Wie viele dieser etwas anderen Beschäftigten sind es?

Erst mal zwei, auf Basis von Paragraf 16i des Sozialgesetzbuchs II...

... **Überschrieben: „Teilhabe am Arbeitsmarkt“.**

Einer fängt heute an, einen Ende Oktober. Das sind geförderte Arbeitsverhältnisse, voll sozialversicherungspflichtig, wir zahlen den Tarif der Branche. Und diese beiden sind seit mindestens sechs Jahren im Leistungsbezug, also weg vom Arbeitsmarkt.

Was spricht für so ein „joint venture“ mit einem bestehenden Lokal? Dass Sie nicht das gesamte Risiko tragen müssen?

Genau. Es gibt da eine vollkonzessionierte Küche. Will man so etwas selbst einrichten, kostet das gerne mal einen sechststelligen Betrag. Und wir lieben co-working; nun teilen wir uns den Gastraum und die Gäste. Es gibt also wirklich Publikum und täglichen Umgang damit. Das ist für die Menschen, die bei uns arbeiten, besser, als wenn sie das irgendwo abseits in einer Seitenstraße täten.



Foto: SBB Kompetenz
Andrea Franke, 53, Diplom-Sozialpädagogin, Supervisorin und Wirtschaftsmediatorin ist Geschäftsführerin beim Hamburger Bildungsträger SBB Kompetenz.

nachrichten

Moneten für Mucker

Die Hamburger Kulturbehörde will kommendes Jahr 33 Projekte der Freien Musikszene mit 600.000 Euro fördern. Das Geld stammt aus dem 2016 vom Senat beschlossenen „Musikstadtfonds“, wie die Behörde am Montag mitteilte. (dpa)

Cenk Sahin freigestellt

Fußballprofi Cenk Sahin wird nicht mehr für den FC St. Pauli auflaufen. Wie der Verein mitteilte, wurde der türkische Angreifer „mit sofortiger Wirkung vom Trainings- und Spielbetrieb freigestellt“. Begründet wurde die Freistellung mit der „wiederholte[n] Missachtung der Werte des Vereins“ sowie dem „Schutz des Spielers“. Sahin hatte auf der Internet-Plattform Instagram seine Unterstützung für die umstrittene türkische Militäroffensive in Syrien demonstriert. „Wir sind an der Seite unseres heldenhaften Militärs und der Armeen. Unsere Gebete sind mit euch!“, hatte Sahin geschrieben. (taz)

Liberaler Juden fordern Schutz

Die Liberale Jüdische Gemeinde fordert von der Stadt ausgebildete Sicherheitsleute und verstärkte Türen

Die Liberale Jüdische Gemeinde sorgt sich um ihre Sicherheit. Anders als die Jüdische Einheitsgemeinde mit ihrer zentralen Synagoge in Eimsbüttel seien die Veranstaltungen der Liberalen Gemeinde auf drei ungesicherte Gebäude verteilt, sagte Gemeindevorstand Galina Jarkova. Notwendig sei ein eigenes Haus mit Video-Überwachung, ausgebildetem Sicherheitsdienst, starken Türen und Pförtnerstrassen.

„Wir fühlen uns im Stich gelassen“, sagte Jarkova. Die Gemeinde zählt nach eigenen Angaben mehr als 300 Mitglieder, von denen der Großteil aus

der ehemaligen Sowjetunion stammt.

Bereits vor dem Terroranschlag in Halle seien viele Mitglieder zu den Gottesdiensten am Jom Kippur und anderen hohen Feiertagen aus Angst nicht gekommen, sagte Jarkova. „Unsere Gemeinde ist in einem sehr bedrängten und bedrohten Zustand.“ Während des Anschlags in Halle sei die Gemeindefeier in dem Haus auf St. Pauli in der Simon-von-Utrecht-Straße nur unzureichend geschützt gewesen. „Wir haben keine Mittel, – weder personell noch räumlich noch finanziell – um uns zu schützen.“

Die Liberale Gemeinde habe den Eindruck, dass die Stadt sich für ihr liberal-jüdisches Erbe nicht interessiere und die Appelle der Gemeinde „nur als lästig empfindet“. Notwendig sei ein gesichertes Gebäude, um die mögliche Gefahr zu minimieren. „Wir wollen unsere Veranstaltungen nicht verschleiern und ein Schattendasein führen“, sagte Jarkova. Neben dem Gebäude auf St. Pauli werden auch die ehemalige Israelitische Töchterschule im Karolinenviertel und Räume in der Nähe des Rathauses genutzt.

Die Liberale Jüdische Gemeinde wurde vor rund 200

Jahren, am 11. Dezember 1817, als Tempelverein in Hamburg gegründet. Sie gilt als Wurzel des Liberalen Judentums, zu dem sich heute etwa 1,7 der weltweit 14 Millionen Juden zugehörig fühlen.

Wesentliche Merkmale des Liberalen Judentums sind die Gleichberechtigung der Frauen, Predigten in deutscher Sprache und der Einsatz von Musikinstrumenten im Gottesdienst. Statt auf die strenge Befolgung der Gebote wird nach eigenen Angaben mehr Wert auf ethisches Handeln und den Dialog mit der nicht-jüdischen Gesellschaft gelegt. (epd)

Anzeige
Rosa Luxemburg Stiftung Hamburg

Dienstag 22.10. | 19 h | Tschalkowsky-Saal | Tschalkowskyplatz 2

Dr. Volker Weiß

Historiker / Autor des Nachwortes in der aktuellen Veröffentlichung des Suhrkamp-Verlages

Aspekte des neuen Rechtsradikalismus
Theodor Adornos Vortrag von 1967

www.hamburg.rosalux.de | info@rls-hamburg.de | T. 28 00 37 05 | Alstertor 20 | 20095 HH

www.taz.de, redaktion@taz-bremen.de, Tel. 960 260, Trägerdienst Tel. 36 71 66 77

Strafe für ein Wahlverbrechen



Die Führung der Linkspartei will offenbar ihren Abgeordneten Mazlum Koc loswerden. Die Fraktion hat ihn kalt gestellt. Ihm wird nicht zuletzt sein Personenwahlkampf vorgeworfen

Von Jan Zier

Es gibt deutliche Hinweise darauf, dass Die Linke ihr Bürgerschaftsmitglied Mazlum Koc aus der Partei ausschließen will. Parteichef Felix Pithan will sich dazu auf Nachfrage zwar „nicht äußern“ – den Vorgang aber auch nicht dementieren.

Andere in der Linkspartei sprechen von einem „schwebenden Verfahren“ und wollen deshalb presseöffentlich derzeit nichts sagen. Koc selbst will „keinen Kommentar“ abgeben. Und Landesgeschäftsführer Andreas Hein-Foge erklärte am Montagmorgen lediglich, bisher liege ihm kein formeller Antrag auf Parteiausschluss vor. Möglicherweise will der Landesvorstand die Auseinandersetzung aber auch in einem internen Gespräch mit Mazlum Koc regeln.

Koc, 30, war bis zur Wahl Mitglied im Beirat Woltmershausen und rückte erst im August in die Bürgerschaft nach, als Kristina Vogt und Claudia Bernhard – beide inzwischen Senatorinnen – aus dem Landtag ausschieden. Er kandidierte zwar nur auf Platz 18 der Liste,

bekam aber 2.297 Personenstimmen. Zum Vergleich: Klaus-Rainer Rupp, der seit 2007 in der Bürgerschaft sitzt, bekam 2.202 Personenstimmen, die neue Fraktionschefin Sofia Leonida-

Mazlum Koc sitzt nun zwar als Nachrücker im Parlament, darf aber zu nichts sprechen und für niemanden außer natürlich für sich selbst

kis 3.518 und bei dem Abgeordneten Cindi Tuncel – ebenfalls Kurde, anders als Koc aber Jeside – waren es 3.063. In der Fraktion allerdings ist er kalt gestellt: Koc hat, anders als alle anderen Abgeordneten der Linksfraktion im Landtag, keinerlei Sprecherposten bekommen, auch sitzt er in keiner Deputation. Koc darf zu nichts reden und nie-

manden vertreten – außer sich selbst. Seine Seite auf der Homepage der Linksfraktion ist fast reinweiß und frei von Informationen, abgesehen von einem Foto und dem Zitat: „Ich möchte meine im Woltmerhausener Beirat gemachten Erfahrungen mit in die Bürgerschaft tragen und für die kurdische Mitmenschen kämpfen.“ Auch der offiziellen Homepage der Bremischen Bürgerschaft ist neben Geburtsdatum und -ort nur sein Familienstand zu entnehmen: Koc ist ledig.

Diese Funktionslosigkeit überrascht auch, weil der Jungeselle noch 2017 auf Listenplatz vier für den Bundestag kandidieren durfte. Er hat sich als Flüchtlingsbetreuer bei der AWO Bremen engagiert, sein Vater, Yüksel Koc, wurde im Frühjahr wegen eines Hungerstreiks für Abdullah Öcalan bekannt, dem Chef der hierzulande als Terrororganisation verbotenen Arbeiterpartei Kurdistans PKK. Yüksel Koc war früher Vorsitzender des Kurdischen Vereins in Bremen, dem legalen Arm der PKK, dem auch Mazlum Koc angehört.

Zum Vorwurf wird ihm das ausdrücklich nicht gemacht – wohl aber sein Verhalten im Wahlkampf. In der Linkspartei gab es dazu den klaren Beschluss, dass nur für Spitzenkandidatin Kristina Vogt als Person geworben werden durfte.

Mazlum Koc war nur für die Beiratswahl in Woltmershausen Spitzenkandidat, Personenwahlkampf hat er aber trotzdem gemacht – erfolgreich und, obwohl er „mehrfach aufgefordert“ worden sei, das zu lassen, wie es aus der Partei heißt. Darüber seien einige „richtig sauer“, hört man immer wieder. Hinzu kommen nun andere, persönlichere Vorwürfe gegen Koc, zu denen aber keiner der Betroffenen derzeit öffentlich Stellung bezieht.

In der Partei regt sich Kritik am Umgang des Landesvorstandes mit dem Fall. Denn der Kreisvorstand Links der Weser, in dem Koc bislang Mitglied ist, hat sich mit der Angelegenheit bisher „nicht befasst“, wie Vorstandsmitglied Roman Fabian der taz sagt. Das liegt daran, dass er über das offenbar anstehende Verfahren aber auch „nicht informiert“ wurde.

Wegen seiner entzückenden und originellen Plakate hat es Koc in die Bürgerschaft geschafft
Foto: privat

das überraschungs-wetter

Im Rheinland aufgetaucht ist ein bislang unbekanntes Ölgemälde des Worsweder Künstlers Heinrich Vogeler von 1914. Es zeigt seine zwölfjährige Tochter Mieke auf dem Sofa mit dem Familienpudel in ebenso expressivem Duktus wie Gewitterwarnung bei sonnigen 16 Grad

nachrichten

Eisbären reißen wieder was

In der zweiten Basketball-Bundesliga bleiben die Eisbären Bremerhaven weiter ungeschlagen: Im Spitzenspiel am Neckar bezwangen sie die Zweitplatzierten Heidelberger Akademiker denkbar knapp mit 75:77. (taz)

Fischereiforschung am Schiffahrtsmuseum

Während vier Monaten erforscht die brasilianische Museologin Érica de Abreu Gonçalves am Deutschen Schiffahrtsmuseum Bremerhaven die hiesige Fischereikultur. Diese will sie in einen dokumentarischen Film festhalten, für den sie noch ZeitzeugInnen sucht, die in dem Gewerbe arbeiten, gearbeitet haben. (taz)

heute in bremen

„Humboldt kommt immer zu mir zurück“

Interview **Mahé Crüsemann**

taz: Herr Holl, Sie sind Literaturwissenschaftler und Historiker – wie kommen Sie dazu, sich mit Alexander von Humboldt, einem Naturforscher, auseinanderzusetzen?

Frank Holl: In meinem Studium habe ich über den Physiker Max Born promoviert. Auch er ist Naturwissenschaftler, und im Studium bin ich dann auch mit Alexander von Humboldt in Berührung gekommen. Ich war damals schon fasziniert davon, wie weit der Horizont von Humboldts Forschung war und wie allumfassend er gedacht hat. In den 80er-Jahren war seine Forschung noch nicht so im Fokus. Ich war sehr fasziniert von seinen ökologischen Sichtweisen.

Seit wann beschäftigen Sie sich mit Humboldt?

Konkreter wurde meine Arbeit zu Humboldt noch vor 1999. Da war der 200. Jahrestag seiner Forschungsreise. Ich habe dann elf Ausstellungen in allen Ländern, die er bereist hat, organisiert. Im Anschluss kamen auch Lesungen und Vorträge dazu. Humboldt kommt immer zu mir zurück. Vor ein paar Jahren wollte ich ihn schon ablegen, aber er kommt wie ein Bumerang immer zu mir zurück.

Was können wir von einem Wissenschaftler, der so viele Jahre vor unserer Zeit gelebt hat, lernen?

Dieses Jahr, zu seinem 250. Geburtstag, ist er natürlich wieder in aller Munde. Er war ein ökologischer Denker. Er hat sehr transdisziplinär gearbeitet und die Weltwissenschaft zu seiner Zeit zusammengebracht. Er hat die Wissenschaftskommunikation vorangetrieben und sich für Humanität eingesetzt. Er hat innerhalb der Wissenschaften die Menschen zusammengebracht und viele Wege geebnet. Beispielsweise hat er auch Charles Darwin aufs Podest verholten.

Ist das denn in unserer globalisierten Welt noch wichtig?

Die Wissenschaft von heute muss sich auf jeden Fall angesprochen fühlen. Die Kommunikation zwischen den einzelnen Wissenschaften ist gerade heute wieder sehr aktuell. Vor allem sollte die Wissenschaft aber auch immer nach außen kommunizieren. Da hat Humboldt viel Vorarbeit geleistet. Ich bin der Meinung, dass seine Arbeit auch notwendig ist für die Zukunft der Forschung. Wir können einiges von ihm lernen.

Woran arbeiten Sie momentan noch?

Gerade komme ich aus Mexiko zurück. Ich beschäftige mich momentan mit den deutschen Exilanten in Mexiko zur Nazizeit.

Vortrag
„Alexander von Humboldt und der Klimawandel – Mythen und Fakten“, Olters-Saal im Haus der Wissenschaft, 19 Uhr



Frank Holl, 63, promovierter Literaturwissenschaftler und Historiker. Seit vielen Jahren beschäftigt er sich mit Alexander von Humboldt.

weltschmerz auf der hühnerleiter



Foto: Jamie Wilkie